7/87

Konkret

MAGAZIN FÜR POLITIK UND KULTUR

HEFT 7 JULI 1987 6,- DM C 4143 E

AIDS-BEFRAGUNG:
Zahlen, Daten, Fuck Off

SARTRE:
Der Sozialismus und das Nichts

DAS WAR DER FREIE WESTEN

Miami
Kreuzberg
Luna Luna

AUF AUF ZUM STRAND
SOLIDAR
NICARAGUA

Konkret

in konkret Juli 1987

Von Konkret

Buch des Monats: Von den furchtbaren Juristen von Otto Köhler
Über Ingo Müllers Untersuchung sehr deutscher Karrieren

An Konkret

Mein Pech von Hermann L. Gremliza

Miami weiß, wer Waffen schiebt von Georg Hodel
Sonne reichlich und dunkle Geschäfte nicht zu knapp. Weiße Westen und schmutzige Hände. In Miami treffen sie sich alle: Spekulanten, Schieber, Dealer. Auf dem Markt ist alles zu haben. Aber die Gesinnung muß stimmen. Antikommunismus muß dabei sein. Sonst läuft gar nichts

Konzerne machen das Programm von Konrad Ege
Die Fernsehsender in den USA können gar nicht mehr anders: Sie werden einer nach dem anderen aufgekauft von großen Industriekonzernen, die nur ein Interesse haben. Money. Und genau so sehen die Programme auch aus. Nachrichten- und Informationssendungen kommen immer weniger vor.

Martin Dannecker antwortet nicht. von Günter Amendt

Allteuer & Abentag von Franz Lerchenmüller
Vom großen Normalzustand und den kleinen Fluchtversuchen

Wir wollen doch nur euer Bestes von Harald Irnberger
Wenigstens Internationalisten wollen sie sein, die Nicaragua-Touristen. Mit ein paar Sight-Seeing-Touren durch das mutmaßliche Paradies der Revolution ist es jedoch nicht getan. Und längst nicht alles ist so »klasse« oder »toll«, wie es sich die Besucher erhofft hatten. Wenn sie dann auch noch glauben, helfen zu müssen, wird es unerträglich.

Der Volkszähler kommt nicht von Klaus Pohl
Eine Glosse

Magazin

Platzanweiserin von Dietrich Kuhlbrodt

Bücher von Matthias Altenburg

Acht Jahre Befriedung und kein Frieden von Rudolf Schilling
Die behutsame, langsame und mühsame Erneuerung der Weltecke Kreuzberg Nord-Ost, am Rand von Berlin West. Der Stand 1987, im Jahr eines Jubiläums

Ein Briefwechsel von Hermann L. Gremliza; Michael Naumann

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Wer erschoß Greg Lemond. Fast. von Karl Kessler
14 Abschnitte über die Tour de France 1987, die am 1. Juli im britischen Sektor in Berlin startet

Der Sozialismus und das Nichts von Detlef zum Winkel

Vom 9. bis 12. Juli findet an der Frankfurter Universität ein internationaler Sartre-Kongreß statt, durch den das Werk des französischen Philosophen vor dem Vergessen bewahrt werden soll. Detlef zum Winkel fragt, ob das einen Sinn gibt. Für die Linke hier, für die Linken anderswo

Pialat, Maurice - * 1925 - 7 Filme von Bernhard Schneidewind

Nun doch noch einmal Filmfestival in KONKRET: In Cannes erhielt einer die Goldene Palme, der von der hierzulande herrschenden Filmkritik gar nicht gekannt werden will. Seine Filme sind wie er selbst: Klar und widerborstig.

Ein Amerikaner in Venedig von Erich Kuby

Macht das Ohr auf von Michael Kunitzsch

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 07/87, S. 4

Von Konkret

1. In KONKRET 3/87 hatten wir versprochen, dem bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst »kostenpflichtige Nachhilfe zu erteilen«. Dessen Ministerialdirigent Eberth hatte nämlich dem Sprecherrat und den Fachschaftsvertretungen der Universität Erlangen untersagt, KONKRET zu abonnieren – mit der Begründung: »KONKRET gilt allgemein als reines Polit-Sex-Magazin«. KONKRET-Anwalt Helmuth Jipp forderte also das Ministerium und seinen Dirigenten auf, eine Unterlassungserklärung abzugeben und eine Berichtigung zu veröffentlichen. Am 7. April antwortete Herr Eberth:

Das Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst verzichtet in Zukunft darauf zu behaupten, KONKRET gelte allgemein als reines Polit-Sex-Magazin.

Unter dem selben Datum schrieb das bayerische Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst »an die staatlichen Hochschulen in Bayern«:

Die im Schreiben vom 6.11.1986 an die Universität Erlangen-Nürnberg – die übrigen Hochschulen haben Abdruck erhalten – vorgenommene Beurteilung, KONKRET gelte allgemein als reines Polit-Sex-Magazin, wird nicht aufrechterhalten.

Eigentlich ist es uns ja wurst, was das geistige Neandertal von KONKRET hält, aber Kniebeugen machen einfach Spaß: dem Zuschauer.

2. Im »pro familia magazin« tritt der Sexualberater der »Neuen Revue«, Dr. Ernest Borneman, unaufgefordert den Beweis an, daß er noch dümmer ist als das bayerische Staatsministerium erlaubt:

...die allgemein als »Linksporno« eingestuften Heftchen der Reihe SEXUALITÄT KONKRET..., die sich nur deshalb am Jugendschutz vorbeigemogelt haben, weil sie den Leser zunächst einmal mit möglichst exotischen Beschreibungen möglichst seltsamer Sexualhandlungen aufgeilen, dann aber mit treuherzigem Augenaufschlag versichern, sie druckten das Ganze nur, um ein Beispiel der abscheulichen Praktiken des Kapitalismus zu liefern.

Ei, wer kämpft denn da um seinen Alleinaufgeilungsanspruch?

Fragen Sie Dr. Pornoman.

3 . Wie KONKRET einmal die Bundestagsabgeordnete der Grünen, Antje Vollmer, tief beeindruckte, ehrlich:

Mitte der sechziger Jahre hatte ich einmal auf der Straße ein Amulett gefunden, wie man es früher für Familienbilder benutzte. Mit einem Kopf von Karl Marx auf der einen und einem Kopf von Franz Kafka auf der anderen Seite habe ich es jahrelang zu den (auch damals immer) schwarzen Klamotten getragen. Die beiden und ihre präzise Beschreibung der Wirklichkeit hatten es mir irgendwie angetan. Dies Amulett – déjà vu – kam mir in den Sinn, als ich die März-Ausgabe von KONKRET am Kiosk sah. Da war auch eine Familie portraitiert: Lenin/Gorbatschow/Ebermann. Dreieinig, sozusagen, in einer aufstrebenden Reihe. Ich war tief beeindruckt, ehrlich.

Bleibt zu sagen, daß die Zeiten der KPD/ML/AO natürlich längst vorbei sind, das neue Amulett weder zu schwarzen Klamotten noch überhaupt getragen wird und Lenins, Gorbatschows oder Ebermanns Beschreibung der Wirklichkeit es der Abgeordneten Vollmer irgendwie nicht angetan haben. Warum? Eine Denksport-Aufgabe für regenreiche Julitage.

4. Berichtigung einer »Berichtigung« einer »Berichtigung« in der »Tageszeitung«:

KONKRET-Herausgeber Hermann Gremliza, am 13.5. an dieser Stelle zitiert – »Dieser zur Tageszeitung aufgemotzte Druckfehler...« – kann sich nicht erinnern, den Ausdruck »aufgemotzt« verwandt zu haben und bittet um Quellennachweis. Da der Autor aus dem Kopf zitierte, können wir diese hier nicht liefern. Ein weiterer Kollege, der KONKRET nur vom Hörensagen kennt, glaubt sich daran zu erinnern, daß ihm Gremlizas taz-Schelte als »ein einziger Kommafehler« kolportiert wurde. Für einen (mit U. Nettelbeck) um den Spitzenplatz in Karl-Kraus-Reinkarnations-Hitparade Ringenden eine durchaus naheliegende Version.

Die Freude über die Einsicht, daß der Kopf eines taz-Kollegen keine Quelle ist, vergeht vor dem Verlangen, dem Rotzlöffel, der sich der Entschuldigung für ein gefälschtes Zitat durch die Verspottung unbeteiligter Dritter und Vierter zu entziehen versucht, den Kopf zu waschen, daß ihm Hören, Sagen und Hörensagen vergehen.

5 . Wolfgang Neuss wünscht sich was (auch in der »TAZ«):

Unbedingt würd ich liebend gern aus meiner Wohnung in Charlottenburg eine wöchentliche Radiosendung senden, mit Tomayer... Tomayer kann nich kommen. Wenn er stirbt, will er was hinterlassen. Tomayer, der hinterfotzige Telefonierer. Im Kampf für die Arbeiterklasse schreibt er bei KONKRET ne Kalkspalte. Drückt sich davor, vom SFB z. B. als Talkmaster für »Leute« entdeckt zu werden...

Aber, Neuss, doch nicht, weil er bei KONKRET 'ne Kalkspalte schreiben muß, sondern weil er als Nachfolger von Max Schautzer entdeckt werden will.

Konkret 07/87, S. 6

Otto Köhler

Buch des Monats: Von den furchtbaren Juristen

Über Ingo Müllers Untersuchung sehr deutscher Karrieren

Mit einem bißchen roter Tinte wurde am 16. November 1945 aus dem totalitären Unrechtsstaat der Nazis eine freiheitlich-demokratische Grundordnung. Professor Walter Jellinek, einer von den ganz raren Staatsrechtlern, die sich nicht mit Hitler eingelassen hatten, griff sich »Das deutsche Beamtengesetz von 1937« und korrigierte mit wenigen Strichen, was nicht mehr ganz zeitgemäß war: Die Mitwirkungsrechte der NSDAP bei der Ernennung von Beamten strich er durch, obwohl sie bald aktueller denn je waren, die »Treue zum Führer« wurde durch die »Treue zur Verfassung« ersetzt, und die Ernennungsvoraussetzung, der Beamte müsse die Gewähr dafür bieten, »daß er jederzeit rückhaltlos für den nationalsozialistischen Staat eintritt«, hieß fortan: »daß er jederzeit für die freiheitliche demokratische Grundordnung im Sinne des Grundgesetzes eintritt«. Ebenso rückhaltlos, versteht sich.

Die Etiketten waren getauscht – die Männer blieben. Und so bestimmten fortan diejenigen, die jederzeit rückhaltlos für den nationalsozialistischen Staat eingetreten waren, nun darüber, wer rückhaltlos für die freiheitlich-demokratische Grundordnung eintritt. Dr. Edmund de Chapeaurouge und Rudolf Weber-Lortsch traten jederzeit und jederorts. Der erste trat 1938 als führertreuer Richter am Landgericht Hamburg gegen den 57jährigen Juden Leon Abel, weil der sich von einer medizinischen Masseuse den Magen hatte massieren lassen: zwei Jahre Zuchthaus. Abel habe das »Verbrechen der Rassenschande« vollendet. Der zweite trat als SS- und Polizeiführer im »Reichskommissariat Ukraine«, wo Einsatzgruppen die Juden abschlachteten, sodann in Norwegen als Chef des SS-Verwaltungsamtes, das verantwortlich war für den Abtransport von 700 Juden nach Auschwitz. Und beide zusammen traten danach, am 6. Februar 1975, höchstinstanzlich als Richter des Zweiten Senats des Bundesverwaltungsgerichts gegen die Lehrerin Anne Lenhart, die Lehrerin nicht bleiben durfte, weil sie als DKP-Mitglied nicht auf dieser oder jener Grundordnung gestanden habe.

Der Urteilstenor blieb vom Juden Abel zur Lehrerin Lenhart gleich: Diese sei der DKP beigetreten, obwohl sie doch wußte, »daß die Bundesregierung die Ziele dieser politischen Partei für verfassungswidrig hält«. Jener hatte sich drei Jahre nach Inkraftwerden der Nürnberger Gesetze den Bauch massieren lassen, also: »Es stellt eine ganz außerordentliche Frechheit dar, daß der Angeklagte es um diese Zeit noch gewagt hat, die Zeugin« – die übrigens derartiges nie bezeugte – »als Objekt seiner Geschlechtslust zu mißbrauchen.«

Doch vom Unrechtsstaat der Nazis unterscheidet sich der bundesdeutsche Rechtsstaat, daß über allem ein Bundesverfassungsgericht wacht. Und das entschied ein Vierteljahr nach dem Lenhart-Urteil des Bundesverwaltungsgerichts für den Radikalenerlaß. So: »Die politische Treuepflicht – Staats- und Verfassungstreue – fordert mehr als eine nur formal korrekte, im übrigen uninteressierte, kühle, innerlich distanzierte Haltung gegenüber Staat und Verfassung«, sie verlange vielmehr, daß der Beamte »sich in dem Staat, dem er dienen soll, zuhause fühlt – jetzt und jederzeit...«

Der das als Berichterstatter formulierte, Bundesverfassungsrichter Willi Geiger, hatte sich schon im Mörderstaat zuhause gefühlt und mitgewirkt, wenn es galt, Menschen an den Galgen zu bringen. Todesstrafe beantragte er – mit Erfolg – gegen Kazimirz Stasnak, der bestritt, als 18jähriger sexuelle Handlungen mit einer Minderjährigen begangen zu haben. Und Todesstrafe beantragte er noch in mindestens fünf weiteren Fällen. Aber als Bundesverfassungsrichter war er sachkundig für Berufsverbote. 1941 hatte er in seiner Dissertation über »Die Rechtsstellung des Schriftleiters« den Redakteur »untragbar« genannt, der »sich in seiner beruflichen oder politischen Betätigung als Schädling an Volk und Staat erwiesen« hat, etwa durch frühere »Tätigkeit für die marxistische Presse«. Berufsverbot gilt, nein galt damals nach der Meinung des späteren Bundesverfassungsrichters auch für den Juden, weil der Schriftleiter »grundsätzlich arischer Abstammung sein muß«.

Natürlich unterscheiden sich die BRD vom totalitären Gewaltstaat der Nazis durch die klare Absage an die Gewalt, wie sie etwa der Kanzler formulierte, als er jüngst auf dem Deutschen Anwaltstag eine verschwindende Minderheit von Richtern tadelte, die in Mutlangen »mehr als Rechtsbruch« begehen, wenn sie dort »zum Beispiel Kasernen blockieren«.

Doch woher weiß der Kanzler Kohl, daß die Blockierer »Gewalt« ausüben, sobald sie sich den gewaltfreien Massenvernichtungsraketen von Mutlangen in den Weg setzen? Kanzler Kohl bekam dieses Wissen auf dem kleinen Dienstweg über Senatspräsident Baldus direkt aus der Reichskanzlei des Führers Hitler. Paulheinz Baldus hatte im August 1969 als Vorsitzender des 2. Strafsenats des Bundesgerichtshofs in seinem Urteil gegen den Kölner AStA-Vorsitzenden Klaus Laepple ein für allemal definiert, was in diesem Staat Gewalt ist. Nämlich das, was in anderen Staaten als klassisches Mittel gewaltlosen Widerstands gilt: das Blockieren, damals von Straßenbahnen – einige Studenten hatten sich in Köln aus Protest auf die Schienen gesetzt. Und das war nach dem Urteil des Baldus-Senats ein »von militanten Minderheiten ausgeübter Terror«. Baldus hatte am richtigen Ort gelernt, was Gewalt und Terror ist. Er quittierte zwei Jahre später seinen Dienst, als herauskam, daß der im Auschwitz-Prozeß zu lebenslänglicher Gefängnisstrafe verurteilte

Massenmörder Oswald Kaduk bezeugte, er habe seine Befehle aus der Kanzlei des Führers von »einem gewissen Baldus, heute Senatspräsident in Karlsruhe« bekommen.

Solche und noch viel mehr Geschichten von der Kontinuität deutschen Rechts- und Richterlebens stehen in Ingo Müllers »Furchtbare Juristen«. Der Bremer Rechtswissenschaftler hat mit diesem Buch über die Verbrechen der Nazi-Juristen zugleich ein Standardwerk geschrieben über das, was die BRD im Innersten zusammenhält – ein Korsett von Nazi-Recht, Nazi-Richtern und Nazi-Rechtswissenschaftlern, in dem sich die natürlich staatstragenden Politiker wohl fühlen. Ingo Müller weist nach, daß die meisten Richter und Rechtsprofessoren schon in der Weimarer Republik nicht anders waren als danach im Nazi-Reich.

Eine Chance gab es, die fürchterliche Kontinuität der deutschen Justiz von Weimar zu Hitler, von Hitler zur Bundesrepublik zu unterbrechen. 1945 verordneten die Alliierten, daß die deutschen Gerichte bis auf weiteres zu schließen seien, sie erwogen, für zehn Jahre eine »Kolonialjustiz« einzuführen und in der Zwischenzeit eine neue Richtergeneration heranzuziehen.

Es blieb bei der alten. Ingo Müller hat das Geheimnis aufgedeckt, das die freiheitlich-demokratische Grundordnung zum unbestrittenen Rechtsnachfolgestaat des Nazireiches gedeihen ließ. Zwei Grundgesetz-Artikel stecken dahinter mit den Ziffern 131 und 132. Sie sahen vor, daß Personen, die bis zum 8. Mai 1945 im öffentlichen Dienst standen – Artikel 131 – wieder in diesen aufgenommen werden mußten. Und daß – Artikel 132 – Beamte und Richter, die nach 1945 »auf Lebenszeit eingestellt« wurden, in den Wartestand oder in ein Amt mit niedrigerem Diensteinkommen versetzt wurden. Kurz: Faschisten rein, Antifaschisten raus – die Deutschen waren wieder so souverän.

Artikel 131 beruhte auf dem Rechtsgrundsatz des unverbrüchlichen Beamtenrechts auf Lebenszeit und Artikel 132 – fein paritätisch – auf dem Gegenteil. Zusammen wirkten die beiden Grundgesetz-Artikel wie das Berufsbeamtengesetz vom April 1933, mit dem die Nazis Juden und Demokraten aus dem öffentlichen Dienst entfernt hatten. Dennoch wäre hier ein undifferenzierter Vergleich zwischen Nazistaat und dem nunmehr zur Bundesrepublik geronnenen Deutschen Reich fehl am Platz. Unter Hitler gab es eine ganze Anzahl von Beamten und Richtern, die nicht der NSDAP angehörten. Damit war es im freiheitlich-demokratischen Rechtsstaat vorbei. Jetzt mußte die kleine Bundesrepublik das große Heer der Nazi-Beamten aus der Zone, den fremdverwalteten Ostgebieten, aus dem Elsaß, aus ganz Großdeutschland aufnehmen und da gab es schon ein Gedrängel in den bundesdeutschen Amts- und Richterstuben – 90 Prozent der nach 1945 entlassenen Nazi-Beamten fanden wieder zurück in den Staatsdienst. Sie hatten aufgrund des Artikels 131 den Vorrang, und wer nicht vor 1945 Mitglied der NSDAP war – eine spätere Ummeldung auf eine der Unionsparteien blieb schadlos – dem blieb jetzt keine Chance mehr, in den öffentlichen Dienst einzudringen. Die Bundesrepublik Deutschland, der freie Staat der Deutschen war unrettbar geboren.

Ingo Müller »Furchtbure Juristen – Die unbewältigte Vergangenheit unserer Justiz«, Kindler, 320 S. DM 24

Konkret 07/87, S. 8

An Konkret

HELFT ANDERS

KONKRET 6/87: »REICHT DER GEWALTLOSE PROTEST?« VON GÜNTHER ANDERS UND »30 JAHRE KONKRET« VON HERMANN L. GREMLIZA

Eine in Paragraphen gegossene (warum?), auf zwei Seiten eher hingerotzte Aufforderung zum alternativen Massenmord an den ungeliebten Repräsentanten des Systems gehört m.E. nicht in die Zeitschrift KONKRET, wie ich sie zu kennen glaubte und Hermann Gremliza sie – selbstgefällig genug – im 30-Jahre-Rückblick dargestellt hat.

Jedem von uns können in der heutigen politischen Auseinandersetzung um (Über-)Leben und Tod die Nerven oder auch der Griffel durchgehen. Dann braucht ein jeder von uns solidarische Hilfe, Trost und scharfsinnige Kritik. Herausgeschrieene Aggressionen und eine Aufforderung zum Amoklaufen kommentarlos abzudrucken und sich danach bequem im Redakteurs- oder Lesesessel zurückzulehnen, gleicht in meinen Augen der Verbreitung von Endsiegpropaganda aus den sicheren Bunkern der Etappe. Ich habe dabei Angst um diejenigen, bei denen solche Saat des Hasses auf von den herrschenden Verhältnissen gut vorbereiteten Boden fällt. Ich habe Angst um den Schreiber, dem offensichtlich jedes politische Augenmaß verlorenging. Und ich habe Angst, daß demnächst der Leiter eines Bezirksamtes oder ein zweiter von Braunmühl »für die große Sache« angeblich »hingerichtet« werden. Klammheimlich (Vor-)Freude will sich bei mir auch dann nicht einstellen, wenn Außenminister oder Bundeskanzler ermordet dalägen.

So einzigartig und grandios und fehlerfrei, wie in der 30-Jahre-Kolumne ist KONKRET (glücklicherweise) nicht. Ein »Wir haben es schon immer gewußt« mag ja noch angehen, ein »Wir haben es immer auch richtig gemacht« ist Ausdruck unerträglicher, linksgewundener Vorbohrtheit!

Helft Günther Anders, seine intellektuelle Bohrmaschine wieder unter Kontrolle zu bringen, bevor daraus für ihn oder andere eine Maschinenpistole geworden ist.

BERND KALVELAGE

HAMBURG

Wenn der Gang in den Untergrund die einzige Alternative zu linkschristlich bewegten Teestubendiskussionen über die Bergpredigt wäre, würde ich mir auch so meine Gedanken machen. Aber ist das denn Euer Ernst? Habt Ihr die politische Diskussion schon so weit aufgegeben oder ist Euch zum Jubiläum nichts besseres eingefallen, als das larmoyante Greisengefasel von Günther Anders zu veröffentlichen, der unseren Politikern nicht verzeiht, daß er sie umbringen will? Ab einem gewissen Alter sind solche Rückfälle in frühkindliche Trotzphasen zwar erlaubt, aber wenn sich Anders nun auch um Ruf und Kredit schreibt – KONKRET sollte mit seinen 30 Jahren doch zwischen Infantilität und Senilität mitten im Leben stehen. Oder war das etwa eine ganz feinsinnige Satire, und ich hab's als einziger nicht begriffen? Bitte? Das war Anders' und Euer Ernst?

SORG KÖNIG

FREDEN

Da stellt sich doch wohl die Frage, welchen praktischen Wert Anders' Verbalinjurien gegen die Tötungsplaner und Monstra-Verwalter haben. Es ist doch schlechthin purer Wahnsinn, die expressive aber nicht politisch reflektierte Vision zu propagieren – als scheinbar letzte humane Handlungsmöglichkeit – die unbelehrbaren Apokalyptiker töten zu wollen. Das Bekenntnis der Friedensbewegung zum moralischen Prinzip der strikten Gewaltfreiheit ist nicht taktischer Natur, sondern resultiert aus der prinzipiellen Überzeugung, daß allein ein drohender Legitimationsverlust der Regierung politische Optionen für die friedliebende Menschheit eröffnet. Das impliziert freilich immer auch den symbolischen Charakter politischer und juristischer Regelverletzungen gegen eine militaristische Hegemonie der atomaren Abschreckungspolitik. Anders hat in seinem Dossier einen fünften Paragraphen unterschlagen: Die unabdingbare Notwendigkeit, politische und moralische Mehrheiten für eine große Koalition des Überlebens zu organisieren. Verzweiflung und Amok-Mentalitäten waren schon immer die denkbar schlechtesten Ratgeber für ein theoretisch angeleitetes Handeln.

JÖRG BIRKMEYER

DARMSTADT

An Günther Anders: Voll Schmerz, aber entschlossen, erkläre ich daher, wir werden nicht davor zurückschrecken, diejenigen Menschen auf's Äußerste zu verachten, die aus »Beschränktheit der Phantasie« oder aus »Blödheit des Herzens« vor der Gefährdung und Tötung von Menschen nicht zurückschrecken!!! Herr Anders, Ihr Geisteszustand ist sehr bedenklich – um genau zu sein: er ist grotesk und pervers! !

An KONKRET: Seid Ihr denn total »gaga«? Selbst wenn Ihr nicht der Meinung von Anders seid, wie kann man diesen Schmanz kommentarlos drucken? Wollt Ihr im Blut reiten bei der Verwirklichung Euer (partiell unserer) »Ziele«?

AXEL ROSENBERG

BREMEN

WUNSCHDENKEN

KONKRET 6/87: »30 JAHRE KONKRET« VON HERMANN L. GREMLIZA

Daß Bücher und Zeitschriften mit geringer Auflage dennoch oder gerade deshalb etwas bewirken, kann man glauben oder nicht. Der KONKRET-Herausgeber Gremliza glaubt es. Günther Anders (geb. 1902), unter anderem auch KONKRET-Autor, glaubt es nicht. In seinem Buch »Ketzereien« (1982) schreibt er dazu: »Selbst wenn ich ein paar Echos hervorrief, bewirkt habe ich nichts. Am Tage meines Abtretens wird die Welt um keine Spur anders sein, als sie wäre, wenn ich niemals einen Buchstaben geschrieben hätte.«

Dies bedenkend und voraussetzend, Gremliza meint mit »Wirkung« mehr als Echo, wüßte ich doch gern, worauf er seine »These« stützt, »daß das kleine KONKRET zu den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen der letzten dreißig Jahre mehr beigetragen hat als das Hamburger Nachrichtenmagazin mit seiner zwanzigfachen Auflage.« Ist das nicht bloß Wunschdenken? Oder Selbstüberschätzung?

HANS WITTEK

LEUTKRICH

Zwar stimme ich in den Ansichten über Absicht und Wirkung von KONKRET mit Gremliza weitgehend überein, doch spricht aus seinen Worten teilweise, angesichts vielfacher ideeller Engstirnigkeiten in KONKRET, eine gewisse Selbstüberschätzung. KONKRETs »Penetranz« (als Negativum) äußert sich m.E. nicht in, zweifelsohne bitter notwendigen, »Berufsverbot« u.ä. Zwischenrufen, sondern darin, daß es bei KONKRET zuviele gibt, die noch immer glauben, mit solchen Zwischenrufen allein sei es (für einen Linken) mehr oder weniger getan.

Der entscheidende Mangel, das Fehlen einer gewissen sinnlichen Qualität, kann durch »Sexualität«-Sonderhefte ebensowenig übertüncht oder kompensiert werden wie dadurch, daß man die Sinnlichkeit und »das Unvernünftige« infantilen Pseudo-Esoterikern, viertelintellektuellen Literaten, Essayisten, Musikkritiern etc. oder reaktionären »Christen« überläßt und es dort bequem und selbstgerecht als Eskapismus, Auswüchse von »Betriebsgezänk« o.ä. abtut.

Mit der Sinnlichkeit, die ich meine, sollen nicht etwa die »penetrant« dargestellten Verbrechen des Kapitalismus schmackhaft garniert oder »das Denken abgeschafft«, sondern es soll der großmäulige Begriff »Radikalität« ernster genommen werden als von denen, die (ohne es zu merken) meinen, ihre Wurzel (radix) liege im Kopf und die offenbar glauben, damit der grassierenden »gutorganisierten Auffälligkeit« etwas entgegensetzen zu können, das mehr wäre als Ausdruck auch nur einer – auf Zwischenrufe beschränkten – Rolle, die sie im oder (vermeintlich) gegen den »Betrieb« spielen!

M. RIEMENSCHNEIDER

HAMBURG

PLEBS GRÜSST

KONKRET 5/87: »DIXI ET SALVAVI ANIMAN MEAM« VON HERMANN L. GREMLIZA Wo die »declinatio in genitivum tremens« noch ihre geklammerte Übersetzung in der gleichen Zeile findet, springt mir die verbesserte Übersetzung des biblischen Stoßseufzers »Dixi et salvavi animan meam« (ich habe den Artikel trotzdem gelesen. . .) ins bemühte Auge, um anschließend im EXPRESS darüber belehrt zu werden, daß Benedict Maria Mülder seinen Namen »gratia plena« ausschreibt und unter »fructibus mentis« zu setzen pflegt: Mein Gott – muß der Mann gebildet sein...

Quo vadis (wo geh'se) – Hermann?!? Nur, weil die FR ab und an auf ihrem Gymnasium besteht, muß doch nicht gleich das »consilium abeundi« (ich habe meinen ASTERIX hin- und hergeblättert, aber keine Übersetzung gefunden) auch den unbescholtenen KONKRET-Leser ereilen.

Mit einem freundlichen »Ave« (Tach) grüßt der murrende »Plebs« (Mob)

P.S. ich habe mir auf Empfehlung das Nachschlagewerk »Römisch-Gordisch for Beginners« zugelegt.

WOLFGANG WALTER

ESSEN

SO EIN GLÜCK

KONKRET 5/87: »DAS NATO – KRIEGSSZENARIO FÜR DEN LANDKREIS HERZOGTUM LAUENBURG« VON MICHAEL PREUTTE

Mir erscheint vieles durch die Fabulierkunst des Autors zum Leben erweckt. Eine Vielzahl Fehler sind vorhanden, die nicht alle aufgezählt werden können.

Beispielsweise bin ich nicht Fraktionsgeschäftsführer. Ich bin als Oberstleutnant der Reserve bereits vor mehr als vier Jahren aus der Wehrpflicht entlassen worden. Mit dem General Defense Plan war ich als Reservist nicht befaßt. Neu ist mir auch, daß die Fahrradwege im Kreis für Militärkolonnen nutzbar sein sollen.

Glücklicherweise lesen nur sehr wenige Bundesbürger Ihre Zeitschrift. Dadurch wird verhindert, daß der für die Wirtschaft des Kreises notwendige Naherholungs- und Fremdenverkehr beeinträchtigt ist. Denn diese »Reisebeschreibung« könnte sonst Uninformierte oder Ängstliche zu der Überlegung verleiten, ihre Erholung oder den Urlaub nicht auf Atomminenschächten verbringen zu wollen.

JÜRGEN HINZ

KUDDEWORDE

(SPD-ABGEORDNETER IM SCHLESWIG HOLSTEINISCHEN LANDTAG)

Konkret 07/87, S. 10

Hermann L. Gremliza

Mein Pech

Nicht unterschlagen werden soll ein (authentischer) Brief von KONKRET-Herausgeber G. . . Da lesen wir doch lieber den einen oder anderen radikalen Kommentar zum Zeitgeschehen in KONKRET. Oder ist das alles nicht so gemeint? »Arbeiterkampf« (Organ des KB)

Nun sind sie mir doch draufgekommen. Daß ich das noch erleben durfte! Lange genug hat es ja gedauert, bis sie hinter den radikalen Kommentaren zum Zeitgeschehen endlich den Hallodri entdeckten, der alles nicht so meint. Ein Briefchen hat mich überführt.

Wenn aber der Ruf schon ruiniert ist, will ich die Chance ergreifen, ungeniert zu gestehen, daß auf mich tatsächlich kein Verlaß ist und weder die Realos auf meinen Realismus noch die Fundis auf meinen Fundamentalismus bauen können, sondern beide Fraktionen wie auch ihre Partei als solche mir vergleichsweise wurst sind. Und weil das 1982, als ich es schrieb, nicht aufgeflogen ist, soll's noch einmal zitiert sein: »Als Partei werden die Grünen die achtziger Jahre nicht überleben.«

Vor einem halben Jahr wäre man für diese Prognose bloß ausgelacht worden. Heute, nach den Wahlen in Rheinland-Pfalz und Hamburg, ist die gute Laune dahin. Sogar der allerrealistischste H. Kleinert meint jetzt, es gebe »bis 1990 wohl keine Chance auf rotgrüne Mehrheiten... Die nächste Zukunft der Grünen wird sich also vermutlich im Rahmen politisch-parlamentarischer Normalität bei verhältnismäßig stabilen konservativen Mehrheiten abspielen.« Was bedeutet das? Nun, »allein eine Partei, die es schafft, von einem reformerischen Grundverständnis aus machbare Lösungsansätze zu den nach wie vor drängenden Fragen aufzuzeigen, und die diesen Anspruch im Rahmen einer machtpolitischen Option umsetzen will, wird auf Dauer eine Chance haben« (Kleinert). Pech, daß das Kreuzworträtsel bei 13 senkrecht auf die Frage nach einer Partei, die in politisch-parlamentarischer Normalität aus reformerischem Grundverständnis machbare Lösungsansätze zeigt, nur drei Buchstaben verlangt, also etwa S und P und D.

Wie aber kommt einer, der der grünen Partei eh keine Zukunft gibt (Jetzt meine ich nicht den Kleinert, sondern mich), dazu, nicht nur einen unerbetenen Vorschlag zu machen, sondern damit auch noch ernst genommen werden zu wollen? Eben darum, daß seltsamerweise der Rat, der sich nicht um die Parteiinteressen schert, dem Parteiinteresse dienen könnte, das absehbare Ende ein paar Jährchen hinauszuschieben, woran nicht nur die Mandatsträger interessiert sein dürften wg. Diäten und Prominenz, sondern auch Sektierer wie ich: wg. öffentlicher Austragung und Zuspitzung von Konflikten zum Zwecke der Bildung von Bewußtsein.

Um denn zu meinem Vorschlag zu kommen, der die Hamburger Ökosozialisten so sehr geärgert hat wie die Realos, den KB-Mann wie die Yuppie-Frau – weil er das Gefühl eigener Wichtigkeit stört, das den Parlamentariern und denen, die es werden wollen, den Verstand raubt, indem die einen mit Liebe, die andern mit Haß, alle aber mit Pathos vom Parlament reden statt mit kühler Verachtung. Der Minister a.D. bekennt emphatisch, er sei bereit, sich die Hände schmutzig zu machen, die andern schleudern die Metapher in wilder Wut zurück. Es ist ihnen »unheimlich wichtig«.

Was hätte der Vorschlag, angenommen und verkündet, bewirkt? Jubel bei der SPD? Aber lieber sprängen Dohnanyi und Voscherau (auch Rau, Vogel und Lafontaine) durchs geschlossene Fenster, denn diese eiskalte Ermächtigung zu ertragen, als das erklärte kleinere Übel ihre hoffnungslose Politik alleine machen zu müssen, gnadenlos an der Regierung gehalten von Leuten, die im Parlament und außerhalb erklären: Diese Regierung ist mies, ihre Politik beschissen, und wir sagen allen, warum; aber wir warfen unsere Stimmkärtchen in den Ja-Kasten, weil wir den Hamburger Arbeitslosen, Sozialmietern, Realschülern mit unserem Nein bloß eine noch ein bißchen miesere Regierung und beschissenere Politik aufhalsen würden.

Gewiß sind die Parteitagsbeschlüsse der SPD harmlos, widersprüchlich und Welten entfernt von notwendiger Veränderung. Und doch muß die Dohnaniys und Lafontaines die Vision schrecken: verurteilt zu sein, wenigstens die eigenen Beschlüsse einzuhalten, und vorgeführt zu kriegen vor einer erstaunten Mitgliedschaft und Öffentlichkeit, daß nicht einmal dies möglich ist. Deshalb ja bestehen sie auf Koalitionen, die sie noch so weitherzigen Tolerierungsangeboten vorziehen: Weil die Grünen »lernen« sollen, worin die Sozialdemokraten längst die Gesellenprüfung abgelegt haben, nämlich das »Tragen von Verantwortung« für eine Politik, die man »eigentlich« nicht will, und die Einsicht in die Grenzen »machbarer Lösungsansätze«.

Die GAL hätte sich also eine Abfuhr geholt – eine auf andere Weise lehrreiche, für sie, für ihre Wähler und die Öffentlichkeit. Beispielsweise die Antwort auf die immergrüne Frage, welche Essentials des ökologischen Programms wohl in einer Koalition oder mit einer ausgehandelten Tolerierung durchzusetzen gewesen wären, wenn der erwünschte

Partner nicht einmal die Tolerierung zu keiner Bedingung (außer seinen eigenen) akzeptieren kann. Daraus mit einem Minimum an intellektueller Anstrengung folgend: daß etwa über das An- und Abschalten von Atomkraftwerken nicht parlamentarische Mehrheiten entscheiden, sondern die An- und Abschalter über diese. Wer das aus »Hessen« nicht gelernt hat, lernt garnichts mehr.

Schließlich hätte der Vorschlag, angenommen und verkündet, der grünen Partei wie der linken Diskussion, die um sie kreist, jene radikale und realistische Rationalität gewinnen können, deren letzte Reste im Glaubenskrieg der »Koalos« und »Tolereros« zu verschwinden drohen. Die Partei, die Partei wäre wieder als Mittel zu bestimmten Zwecken begriffen worden (und nicht bloß zu dem der Selbstverwirklichung nach BAT la).

Natürlich bin ich abgeblitzt. Das sei »eine Kopfgeburt« und »nicht vermittelbar«. Weil ein richtiger Politiker halt mit anderen Körperteilen denkt und dabei zu dem Schluß kommt, daß die »einfachen Mitglieder und Wähler« noch dümmer sind. »Vermittelbar« ist, was der Wähler eh schon weiß oder, genauer, was der Vermittler meint, daß jener begreift – und das ist noch weniger. »Vermittelbar« ist am Ende immer nur die Hitparade.

Kasten Seite 10

An die Mitglieder
– der GAL-Fraktion der Bürgerschaft
– des GAL-Landesvorstandes

Sehr geehrte Damen und Herren,
in Erwägung,
– daß die Mehrheit der Hamburger nachweislich des Wahlergebnisses nicht von CDU und/oder FDP negiert werden will; –

daß es der von 6 4 Prozent gewählten FDP nicht gestattet werden sollte, dieser Mehrheit den Willen von Ballindamm-Juwelieren und Passagen-Gastwirten aufzuzwingen; –

daß Bürgermeister v. Dohnanyi und viele Funktionäre der SPD einen Koalitionspartner FDP als Alibi für die auch von ihnen gewünschte Dezimierung sozialer Rechte der Wählermehrheit mißbrauchen wenden; –

daß die Instalierung dieser Koalition also Hamburger Bürger schädigen wird, deren Interessen der GAL nicht gleichgültig sind,

erlaube ich mir, einen unerbetenen Vorschlag zu machen:

Ungeachtet ihrer Meinungsverschiedenheiten, die Frage von Koalitionen und Tolerierungskatalogen betreffend, verpflichten sich alle Mitglieder der GAL-Bürgerschaftsfraktion

1. einen ausschließlich von der SPD gebildeten Senat zu wählen und für die Dauer einer Legislaturperiode gegen jeden Mißtrauensantrag von CDU und FDP im Amt zu halten;

2. den vom Senat in dieser Legislaturperiode vorgelegten Haushaltsplänen ihre Zustimmung zu geben

3. alle Gesetzesentwürfe und Entschließungsanträge des Senats bei Abstimmungen zu unterstützen, wenn diese nicht gegen Beschlüsse des Bundesparteitags der SPD verstoßen.

Zusatz: Diese Verpflichtung bedeutet keineswegs, daß die GAL und ihre Bürgerschaftsfraktion außerhalb wie innerhalb des Parlaments auf Kritik von Senat und SPD verzichten – im Gegenteil: gerade die Tatsache, daß die GAL sich nicht in eine wie auch immer geartete Partnerschah »einkauft« sondern autonom entscheidet gibt ihr die Freiheit ihre Kritik und ihre eigenen Konzepte ohne taktische Rücksichten zu entfalten...

Mit freundlichen Grüßen

Hermann L. Gremliza

Konkret 07/87, S. 12

Georg Hodel

Miami weiß, wer Waffen schiebt

Sonne reichlich und dunkle Geschäfte nicht zu knapp. Weiße Westen und schmutzige Hände. In Miami treffen sie sich alle: Spekulanten, Schieber, Dealer. Auf dem Markt ist alles zu haben. Aber die Gesinnung muß stimmen. Antikommunismus muß dabei sein. Sonst läuft gar nichts

Als 1959 die ersten Flüchtlinge aus Kubas reicher Oberschicht bei der kubanischen Handelsmission in Miami Zuflucht suchten, hatten sich vielleicht zwanzig- oder dreißigtausend Latinos in Dade-County, der Agglomeration von Miami niedergelassen. Heute sind es über 800.000, von denen sich rund Zweidrittel durch den unverkennbaren kubanischen Zungenschlag im Spanischen verraten. Die kubanische Exilszene hat Miami, das vor knapp hundert Jahren als verlorenes Eingeborenennest der Calusa-Indianer namens Mayami, umgeben von Mangrovenwäldern und Moskito-Sümpfen, von Mr . Henry Flaglers Eisenbahn erschlossen worden war, zu einem guten Teil zu dem gemacht, was es heute ist: das Byzanz des südamerikanischen Ölbooms, des Fluchtgeldes und des Waffen- und Drogenhandels.

Miami gibt nichts, es nimmt: die pensionierten Geschäftsbesitzer aus New York, die kubanischen Exilanten, die Anhänger des nicaraguanischen Diktators Somoza, die Söhne und Töchter der salvadorianischen Bourgeoisie, die Fabrikbesitzer aus Santo Domingo, die Kokainbarone aus Kolumbien, die Ölscheichs aus Peru und Venezuela, die arbeitslos gewordenen Bananen-Exporteure aus Panama und Costa Rica, die ausgehungerten Flüchtlinge aus Haiti, israelische Waffenhändler und schweizerische Geschäftsleute, die es im Banken- und Touristikbusiness zu etwas gebracht haben.

Doch nicht alle sind gleichermaßen willkommen. Freundliche Aufnahme finden diejenigen, die es mit Koffern voller Dollars nach Miami getrieben hat und sich nun in den edleren Vororten wie Coral Gables oder Key Biscayne niedergelassen haben, wie etwa der designierte Nachfolger Somozas, Francisco Urcuyo Maliano, oder der Contra-Führer Adolfo Calero, ehemaliger Generaldirektor der Coca-Cola-Abfüllbetriebe in Managua. Neben ihren auf ihren Besitztümern in der Dritten Welt zusammengerafften Dollars haben die Neuankömmlinge aus Lateinamerika und der Karibik eine »bodenständige« Weltanschauung mitgebracht, die dem des Spanisch kundigen Lesers von der größten spanischsprachigen Tageszeitung »Diario de las Americas« oder den beiden hispanischen Fernsehkanälen und von mehr als einem halben Dutzend von exilkubanischen Radiostationen ständig um die Ohren geschlagen wird: Familie, Kirche, Vaterland und »Tod dem Kommunismus«.

Terror von »Alpha 66« bis »Omega 7«

Wenn es in der Geschichte Miamis ein Großereignis gegeben hat, so war es die kubanische Revolution. Die kubanische Geschäftswelt, die sich hier nach der Machtübernahme Castros etabliert hat, weiß aus dem lateinamerikanischen Business, wo der Handel mit Elektronik aus Japan, Singapore und Hongkong und mit Kokain aus Bolivien und Kolumbien oft über oder unter demselben »Ladentisch« abgewickelt wird, Millionen zu schöpfen und hat Miami mit seinen rund 30.000 in Dade-County gemeldeten exilkubanischen Läden, Restaurants, Reiseagenturen und Import/Export-Firmen zu der nordamerikanischen Stadt mit der höchsten Zahl von Privatunternehmern pro Kopf der Bevölkerung gemacht. Im Untergrund der Stadt, verdeckt von der Prosperität und im Schutz der einflußreichen kubanischen Gemeinde, operieren die Mafiosi, die mit Meyer Lanski, dem ehemaligen Besitzer des größten Spielkasinos in Havanna und Santo Trafficante, dem Boß des Drogenkartells von Tampa nach Miami gekommen sind und die »combatientes« des fehlgeschlagenen Schweinebucht-Landungsunternehmen im Jahre 1961, die heute als Sprengstoff- und Versorgungsspezialisten den nicaraguanischen Contra-Bossen zur Hand gehen. Den ersteren ist die Skyline des Geschäftszentrums an der Flagler Avenue gewidmet, den letzteren hat man in »Little Havana« an einer vielbefahrenen Kreuzung der »Calle Ocho« ein Denkmal errichtet, daß an die gefallenen Helden des Schweinebucht-Debakels erinnern soll.

Die Verehrung der kubanischen Exilgemeinde für ihre antikommunistischen »Freiheitskämpfer« kennt keine Grenzen. Nicht nur wurde der berüchtigten »Brigade 2506«, des vom CIA trainierten Spezialisten-Teams für Terroranschläge in Kuba, die heute in Costa Rica als Drogenschieberbande ihr Unwesen treibt, ebenfalls ein Denkmal errichtet, auch dem Chef der »Coru«-Terrororganisation, Orlando Bosch, ist ein Gedenktag gewidmet. Orlando Bosch hatte zusammen mit Luis Posada Carriles, einem anderen Veteranen der »Brigade 2506«, am 6. Oktober 1976 einen Sprengstoffanschlag auf eine Linienmaschine der »Aviacion Cubana« verübt, bei dem 73 Menschen ums Leben gekommen sind. Bosch und Posada wurden ein Jahr später in Caracas aufgegriffen und ins Gefängnis gesteckt. Posada gelang vor zwei Jahren unter mysteriösen Umständen die Flucht und soll sich in Miami einer Gesichtsoperation unterzogen haben, bevor er als Versorgungsspezialist unter der neuen Identität »Ramon Medina« auf dem salvadorianischen Luftwaffenstützpunkt und Contra-Versorgungsbasis Ilopango Unterschlupf fand. Bosch machte sich bei der Exilszene schon vor dem Legen der Flugzeugbombe beliebt, als er mit einer Bazooka ein im Hafen liegendes polnisches Schiff angriff.

Unweit des Denkmals für die Märtyrer der Schweinebucht trifft der Besucher auf eine andere Institution, über deren Sinn man nur rätseln kann: das Bürgermeisteramt der Stadt Santiago de Cuba im Exil. Das haben die Exilkubaner eigentlich gar nicht mehr nötig, stellen sie doch seit zwei Jahren einen der ihren als Bürgermeister von Miami. Überhaupt haben es einige der »guzanos« (zu deutsch: »Wurm«, so werden die Exilkubaner in Havanna genannt) ziemlich weit gebracht. Luis Botifoll ist ein typischer »mover« und »shaker«, wie die Nordamerikaner sagen. Er präsidiert die Republic National Bank, eines der mächtigsten Bankeninstitute Miamis und meint, daß die Kubaner bereits heute zum Establishment gehören. Oder Modesto (Mitch) Maidique, ein »Edelguzano«, der der Florida International University vorsteht. Nicht alle haben sich indes als Bankiers, Rechtsanwälte oder Kaufleute etabliert. »Da gibts auch mehrere hundert Terroristen«, erzählt ein Journalist des englischsprachigen »Miami Herald«, »die vom CIA trainiert worden sind und von einem Tag auf den anderen ohne Arbeit waren, als sie der Geheimdienst 1965 fallen ließ«.

Die Terroristen begannen auf eigene Faust zu arbeiten. Einige stellten sich in Dienst des legendären Drogenschiebers Santo Trafficante, der jahrzehntelang tonnenweise Kokain und hochwertiges »China Heroin« verschoben hatte, ohne daß es der nordamerikanischen Drogenbehörde DEA gelungen wäre, ihm etwas anzuhängen. Er verblich im hohen Alter von 84 Jahren und wurde Ende Mai dieses Jahres als ehrenwerter Mann zu Grabe getragen, dem die versammelte Creme von Miami die letzte Ehre erwies. Andere, die im Umgang mit der Knarre und dem Plastiksprengstoff spezielle Fähigkeiten erworben hatten, schlossen sich einer der berüchtigten Terrorgruppen an, die zum Teil noch heute ihr Unwesen treiben. »Alpha 66«, die kubanische Befreiungsfront »FNLC«. das vereinigte »revolutionäre« Kommando »Coru« und schließlich die aktivste Gruppe von allen »Omega 7«.

Mit Druck und Drohungen zum Erfolg

Als die Dominikanische Republik 1975 diplomatische Beziehungen mit dem revolutionären Kuba aufnahm, flog das dominikanische Konsulat in die Luft. Als der Geschäftsführer der »Hispana Interamericana«-Apotheke Geschäftsbeziehungen mit Kuba aufnahm, wurde sein Geschäft ausgebombt. Die Liste läßt sich beliebig verlängern. Ob diplomatische Vertreter Kubas angeschossen oder gar ein kubanisches Verkehrsflugzeug in die Luft gesprengt wurde, immer führte die Spur der Täter nach Miami.

Als die Carter-Administration eine vorsichtige Öffnung gegenüber Kuba wagte und eine Handvoll Geschäftsleute in Miami ein Dialog-Komitee gründeten, um das Gespräch mit dem »lider maximo« zu suchen, flogen die Fetzen. Stumm mußten die Mitglieder des Dialog-Komitees zusehen, wie ihre Läden, Restaurants und Reiseagenturen in den Flammen aufgingen. Die Terroristen von »Alpha 66« bis »Omega 7« bombten sich wieder die öffentliche Meinung zurecht.

Über 30 Bombenanschläge und zahlreiche Morde verübten die »Omega«-Kommandos seit den siebziger Jahren in New York, Miami oder anderswo. Nie wurden die Attentäter unter Anklage gestellt. Daß es dem FBI bisher kaum gelungen ist, die exilkubanischen Terrorgruppen dingfest zu machen, liegt sicher daran, daß die exilkubanische Gemeinde in Miami die Bombenwerfer als »Patrioten« betrachtet.

Der gegenwärtige Bürgermeister, ebenso wie sein Vorgänger, Maurice Ferre, ein gebürtiger Puertoricaner, haben mit den Bombenlegern bisher keine Probleme gehabt. Sie haben die Terroristen toleriert und hoffähig gemacht. Bürgermeister und Stadträte brauchen die Stimmen der Exilkubaner und sind auf die Zustimmung der spanischsprachigen Medien angewiesen.

Sie wollen alle, daß Miami noch größer und noch moderner wird. Eine Taxifahrt vom internationalen Flughafen ins Geschäftszentrum downtown bietet dem Reisenden aus Lateinamerika nicht den gewohnten Anblick von Schlaglöchern, sich an den Straßenrändern häufendem Unrat und geborstenen Wasserleitungen. Die Stadt offenbart Geschäftssinn und Bürgerstolz und macht einen wohlverwalteten Eindruck. So wohl verwaltet, daß der städtische Terror und das Drogenbusiness gleich mitverwaltet werden. »Mit Hilfe von Bomben und Einschüchterungen haben sich die Anti-Castristen eine Machtbasis verschafft, von der aus sie die städtischen Politiker manipulieren können«, schreibt der »Miami Herald«. Das andere englischsprachige Blatt kann dem nur beipflichten. »In Miami«, räsoniert »Miami News«, »ist es einfach, durch Druck und Drohung erfolgreich zu sein.«

Saus und Braus der Contra-Bosse

Für die abgehalfterten Somozistas und Contra-Bosse bietet Miami indes eine nahezu vollkommene Operationsbasis. Mit dem internationalen Flughafen von Miami, der nur noch vom John-F.-Kennedy-Airport in New York in der Zahl der Starts und Landungen übertroffen wird, mit den rund 170 in- und ausländischen Banken sowie den zahlreichen noch aus der Zeit der Schweinebucht-Vorbereitungen stammenden Trainingscamps und Kampfbahnen des US-Geheimdienstes, steht den Antisandinisten die ideale Infrastruktur für ihren Krieg gegen das revolutionäre Nicaragua zur Verfügung.

Man findet ihr Hauptquartier denn auch gleich über die Straße gegenüber den Hangars der ehemaligen CIA-Fluggesellschaft »Southern Air Transport« (SAT) in einem entlegenen Bürokomplex, der den sinnigen Namen Virginia

Plaza trägt. Über dem Eingang lauern versteckte Kameraaugen. Um ins Innere vorzudringen, muß der Besucher erst mehrere, durch Infrarotschranken abgesicherte Panzerglastüren passieren, um sich von einem Wachmann, der mit argwöhnischem Blick die mitgebrachte Kamera fixiert die Ausweispapiere abnehmen zu lassen. Es kommt selten vor, daß sich hier ein Journalist aus dem fernen Europa blicken läßt, mit Ausnahme vielleicht des Zentralamerikakorrespondenten der »Welt am Sonntag«, der sich zehn Autominuten entfernt in Coral Gables niedergelassen hat.

Seit dem Auffliegen der Contragate-Affäre gibt man sich auch hier nicht mehr so zuversichtlich, obwohl auf die obligate Frage: »Was dann, wenn der US-Kongreß die Hilfe jetzt einstellt?« ein trotziges »Der Krieg geht in jedem Fall weiter« entgegengehalten wird. Wer glaubt, daß hier am Virginia Plaza die Versorgungszentrale der nicaraguanischen Konterrevolutionäre sitzt, stellt sich die Dinge zu einfach vor. Nach unproduktiven Querelen an der Führungsspitze der Contra-Dachorganisation Uno, kürzlich in »Resistencia Nicaraguense« – (Nicaraguanischer Widerstand) – umbenannt, und dem Bekanntwerden der umsichgreifenden Korruption und organisatorischen Schlampigkeiten, mußten Profis her, um den Laden in Schwung zu bringen. Längst haben Spezialisten aus dem exilkubanischen Untergrund die Kontrolle über die Contra-Logistik übernommen.

In »Coral Gables« hat noch bis Ende letzten Jahres der Schweinebucht-Veteran und Infiltrationspsezialist Rafael »Chi Chi« Quintero (Deckname: Ralph), der vom CIA zum »supply of ficer« ausgebildet worden ist, über die Firma »Orca Supply Co.« den Nachschub mit Waffen und Munition für Reagans Freiheitskämpfer in Honduras organisiert. Auch seine Partner auf der salvadorianischen Versorgungsbasis Ilopango, Felix Rodriguez alias »Max Gomez« und Luis Posada alias »Ramon Medina« gehören zum selben Verein. Sie verbindet jene Zeit im Frühjahr 1960, als sie im Auftrag von Vize-Präsident Richard Nixon in Mexiko ein Scharfschützenteam trainierten, das nach Kuba hätte geschickt werden sollen, um Fidel Castro und seine Führungsriege zur Strecke zu bringen.

Auch im Umgang mit dem Dollarsegen tun sich die Contra-Bosse schwer. Ein erheblicher Teil der sogenannten »humanitären Hilfe« des US-Kongresses hat sich im Dickicht des Konten-Dschungels der Contra-Führer in Miami verloren. Die verlockende dolce vita in Miamis Nightclubs, Casinos und Spielhöllen, das lockere Strandleben und die faszinierende Schwertfischjagd sind allemal aufregender als das düstere Lagerleben in Honduras. Und so haben denn auch das Gros der antisandinistischen Comandantes ihren Wohnsitz nach Miami verlegt. Sechs der sieben Häuptlinge der antisandinistischen Freischärlerorganisation »Demokratische Kraft Nicaraguas« (FDN) haben ihren Wohnsitz in Miami. Auch der »FDN»-Generalstabschef Enrique Bermudez jettet öfter mal übers Wochenende heim nach Miami, wo seine Gemahlin einen Schönheitssalon betreibt. Und weil alle so schön beisammen sind, haben auch Ex-Uno-Führungsmitglied Arturo Cruz und Uno-Generalsekretär Leonardo Somarriba Washington den Rücken gekehrt und sich im noblen Key Biscayne häuslich gemacht. Während Contra-Boß Calero und Contra-Sprecher Somarriba monatlich 8 000.- Dollar vom US-Geheimdienst CIA beziehen, hat Arturo Cruz mit nur 7 000 Dollar, die ihm Oliver North und Richard Secord bis zum Auffliegen der Contragate-Affäre monatlich zuhielten, das Nachsehen. Da Miami die tiefsten Lebenshaltungskosten sämtlicher US-Millionenstädte bietet, wird wohl auch Cruz die nur vorübergehende Einkommensschmälerung verkraften können.

Frust bei den Flüchtlingen

Von den rund 70.000 Exil-Nicaraguanern in Dade-County ist indes nicht viel zu sehen und noch weniger zu hören. Sie meiden die Öffentlichkeit, da die meisten von ihnen über keine gesetzliche Niederlassung verfügen und daher jederzeit ausgewiesen werden können. Die US-Einwanderungsbehörde lehnt fast alle Asylanträge ab. Eine Handvoll beherzter Anwälte bemüht sich mit wenig Aussicht auf Erfolg darum, daß den Nicaraguanern wenigstens der gleiche Status wie den Polen und den Kubanern zugestanden wird. Der Status »extended voluntary departure« (etwa mit »hinausgezögerte freiwillige Ausreise« zu übersetzen) würde ihnen eine legalisierte Existenz für die Dauer des Krieges in Nicaragua ermöglichen. Sie könnten dann wenigstens einer geregelten Arbeit nachgehen.

Für viele Nicaraguaner, die der von den USA finanzierte Contra-Krieg nach Miami getrieben hat, wird auch der neue Amnestie-Erlaß keine Verbesserung ihres Status bringen. Wer mindestens seit 1982 illegal in den USA gelebt hat, erhält danach eine dauerhafte Aufenthaltsgenehmigung und kann nach

wenigen Jahren seine Einbürgerung beantragen. Davon profitieren die Somozisten und die reiche Oberschicht, die gleich nach dem Sturz des Diktators nach Miami gekommen sind, nicht aber all jene, die vor dem Krieg geflüchtet sind und Hab und Gut zurücklassen mußten. Und Hilfe ist von Contra-Bossen kaum zu erwarten, es sei denn, man meldet sich als Freiheitskämpfer für die Front.

Die Contras gehen schwierigen Zeiten entgegen. Honduras will sie nicht mehr haben, traut sich aber nicht, sie hinauszuwerfen, Costa Rica weist ihnen ebenfalls die Tür und der Kongreß in Washington hat nach Contragate allmählich auch die Nase voll. Das wissen auch die Flüchtlinge, die sich allmählich damit abfinden müssen, daß ohne direktes Eingreifen der USA der Krieg nicht mehr zu gewinnen ist. Das hat die Sympathisanten der Uno mürbe gemacht.

Draußen, zehn Meilen vor der Stadt, dort wo die Sümpfe von Everglades beginnen, steht das Deportationsgefängnis der US-amerikanischen Einwanderungsbehörden. Hinter Stacheldraht und Gittern warten Haitianer, guatemaltekische Indios und einige Flüchtlinge aus El Salvador und Nicaragua auf das Anhörungsverfahren. Die Vorzugsbehandlung, die den Nicaraguanern bisher zuteil geworden ist, spielt auch nicht mehr. Das bedeutet langer Aufenthalt. Es hat Selbstmordversuche im Gefängnis gegeben, Hungerstreiks und Schlägereien zwischen Nicaraguanern und Haitianern. Für sie ist das Boot voll. Miami hat alles, was sich die Welt wünscht, aber nicht für jeden.

Konkret 07/87, S. 16

Konrad Ege

Konzerne machen das Programm

Die Fernsehsender in den USA können gar nicht mehr anders: Sie werden einer nach dem anderen aufgekauft von großen Industriekonzernen, die nur ein Interesse haben. Money. Und genau so sehen die Programme auch aus. Nachrichten- und Informationssendungen kommen immer weniger vor.

Können die US-amerikanischen Fernsehnachrichten noch schlechter werden, fragte kürzlich der TV-Kritiker der »Washington Post«, und viele Zuschauer können ihm seinen Unglauben nachfühlen: Nachrichten in den USA sind Lokalnachrichten, in denen Unfälle, Sport, das Wetter, Großfeuer, Verbrechen und die hoch im Baum sitzende Katze Hauptrollen spielen, und nationale Nachrichten, in denen Schlagzeilenmeldungen, untermauert von rapide wechselnden Bildern, und häufig unterbrechenden Werbespots sich zu einem oftmal verwirrenden, aber farbenprächtigen und lebendigen Bild vermischen. Hintergrundberichte, Darstellung von Zusammenhängen und Analysen sind Mangelware.

Der Kritiker in der »Post« gab auch gleich die Antwort auf seine Frage: Ja, die Nachrichten können noch schlechter werden, und man wird nicht lange auf einen Qualitätsnachlaß warten müssen. Der Grund: Mehr als jemals zuvor hat sich in den letzten zwei Jahren bewiesen, daß das Fernsehen der USA eben Privatfernsehen ist – und da kommt es nicht auf die Information der Öffentlichkeit an, sondern auf das, was unter dem Strich steht: Einschaltquoten, die daran festgemachten Gebühren für Commercials und damit möglichst große schwarze Zahlen unter dem Strich. Da die teuer zu produzierenden nationalen Nachrichtenprogramme weniger einbringen als dumme Game-Shows und billige alte Filme, werden die Nachrichten gekürzt und gestrichen.

Die Nachrichtenabteilungen von zwei der drei großen Anstalten (ABC und CBS) haben in den vergangenen zwei Jahren Streichungen hinnehmen müssen, als neue Eigentümer und Hauptaktionäre ihre Budgets für zu hoch befanden. Bei CBS übernahm der Investmentbankier Laurence Tisch vergangenes Jahr die Kontrolle, feuerte 230 Angestellte der Nachrichtenabteilung und kürzte ihren 290 Mio. Dollar Jahreshaushalt um 30 Mio. Bei ABC wurden 200 der 1470 Nachrichtenschreiber, Produzenten und Techniker entlassen, nachdem der Kommunikationsriese Capital Cities sich den Sender 1985 einverleibt hatte. Bei NBC und seinem neuen Eigentümer, dem Rüstungskonzern General Electric, kommen die Streichungen bei den Nachrichten erst noch. Das Resultat der Kürzungen der Nachrichtenbudgets: «Wir werden über weniger berichten«, erklärte CBS-Abendnachrichtenansager Dan Rather.

TV schafft Volksgemeinschaft

Bei Hearings im Kongreß mußten die Direktoren der Sender Ende April Rede und Antwort stehen: Würden sie trotz der Kürzungen ihrem »gesellschaftlichen Auftrag« nachkommen. die Bevölkerung zu informieren? Natürlich wollte dazu keiner Nein sagen. Statt dessen wurden Versprechen über mehr Informationsprogramme gemacht. Was davon zu halten ist, zeigt die Haltung der Sender zu den Iran-Contra-Hearings: Schon am ersten Tag der Anhörungen schalteten die Sender bald zu ihren morgendlichen Game-Shows um.

Wie keine andere Institution der Gesellschaft bestimmt das Fernsehen das Alltagsleben in den USA. Sechs Stunden und mehr sieht der »Durchschnittsamerikaner« täglich fern, Kinder verbringen mehr Zeit vor dem Bildschirm als in der Schule, und die Mehrzahl der Erwachsenen bekommt ihre Nachrichten überwiegend oder ausschließlich übers TV. Fast die Hälfte der US-Bürgerinnen und -Bürger liest überhaupt keine Tageszeitung. Besser als die beste Zensurbehörde es könnte, reguliert das Fernsehen, was politisch »akzeptabel« ist, und hilft bei der Schaffung eines Einheitsbreis der politischen Ansichten. Wenn ein Ereignis nicht im Fernsehen kam, hat es nicht stattgefunden. Der Erfolg einer politischen Kundgebung wird daran gemessen, »ob wir in den Nachrichten waren«.

Die Fernsehnachrichten schaffen auch »Gemeinschaft« – Bürger und Bürgerinnen des ganzen Landes mit ihren unterschiedlichen Arbeitsplätzen, Wohnorten, Einkommen und sozialen Positionen erleben ihre Welt und Regierung auf die gleiche Weise, erhalten ihre tägliche Dosis der »wichtigen« Ereignisse, und werden in ihrem Glauben an die Nation bestärkt. Gefühlsvermittlung gilt mehr als Informationsvermittlung. Die Nachrichtenansager treten als der gute Nachbar von nebenan auf.

Im gegenwärtigen Zeitalter der Medienzusammenschlüsse bestimmt eine immer kleinere Zahl von Konzernen, was dem Publikum aufgetischt wird. Nach Angaben des Journalismusprofessors Ben Bagdikian kontrollieren in den USA 27 Konzerne »50 Prozent oder mehr« der Medien; 1982 seien es noch 50 gewesen – und in den neunziger Jahren könnten noch ein gutes halbes Dutzend übrig sein. Eine Analyse des Investitionsbankhauses Wertheim & Company prognostiziert, daß 1995 drei Konzerne 80 Prozent der Fernseh- und Unterhaltungsindustrie kontrollieren werden.

Bagdikian beschreibt die gegenwärtigen Folgen der Medienkäufe: »General Electric, der Besitzer von NBC, ist einer der führenden Rüstungskonzerne, einer der größten Hersteller von Atomkraftwerken, ist an der Produktion von Komponenten

für die Raumfahrt beteiligt, hat Interessen in der Versicherungsindustrie und in Banken. Es ist normal, daß derartige Konzerne viel Energie verwenden, um die Medien dazu zu bewegen, sie in den Medien sympathisch zu behandeln oder, wenn etwas falsch läuft, das aus den Nachrichten herauszuhalten. Jetzt sind manche dieser Firmen Eigentümer der Nachrichtenmedien«. Ronald Reagans ehemaliger Arbeitgeber General Electric (GE) mag ein extremes Beispiel sein für Interessenkonflikte. Seine Konkurrenten mit ihren Querverbindungen zu einer Reihe von Konzernen sind jedoch im gleichen Boot: Direktoren von Capital Cities (ABC) beispielsweise sitzen in den Aufsichtsräten der Pharma- und Chemiekonzerne Johnson & Johnson und McKesson Corp., des Elektronikriesen ITT, der Rüstungskonzerne Textron und United Technologies, der Gentechnologiefirma BioResponse, Inc. und mehrerer Banken. Bei CBS siehts ähnlich aus: Getty Oil, Chase Manhattan Bank, ATT, Metropolitan Life Insurance und J. P. Morgan heißen hier einige der Querverbindungen.

Nachrichten von General Electric

Für die Public-Relations-Spezialisten der Medienfirmen ist es Glaubensbekenntnis daß die wirtschaftlichen Interessen des Eigentümers General Electric keinerlei Einfluß auf NBCs Berichterstattung über Rüstung und die Anti-AKW Bewegung haben, die GE's Atomkraftwerke stillegen will. Daß NBC kürzlich einen langen Dokumentarfilm über die französische Atomwirtschaft brachte, in der angeblich alles in Butter sei, muß reiner Zufall gewesen sein. Daß NBC-News kürzlich ausführlich über das Abfallproblem der USA berichtete (viele Städte und Industrien versinken im Müll) und nicht erwähnte, daß GE einer der größten »Produzenten« giftiger Abfallstoffe ist, muß ebenfalls reiner Zufall gewesen sein. Nach Ansicht des »Channels«Redakteurs Les Brown ist der »Aufkauf« der drei großen Sender noch lange nicht zu Ende. Mit der beträchtlichen finanziellen Stärke seines Eigentümers General Electric sei NBC jetzt in der Lage, seine Konkurrenz vom Markt zu verdrängen. NBC = GE (Wert: 38 Mrd. Dollar) könne jetzt Programme produzieren, die ABC (3,7 Mrd. Wert) und CBS (4,9 Mrd.) permanent auf Platz zwei und drei der Einschaltquotentabelle abschieben würden. Die beiden Firmen würden es »nicht tolerieren wollen, im Schatten einer Supermacht zu leben. Um mithalten zu können, werden beide vermutlich Ehen mit Konzernen der ungefähren Größe GEs suchen«.

TV Stationen als Investitionsgelegenheit

Der Prozeß der Umstrukturierung der Besitzverhältnisse macht auch vor den einzelnen Fernsehstationen nicht halt. Noch gibt es 904 kommerzielle Fernsehstationen, etwa 250 sind »unabhängige«; die restlichen sind »Affiliates« eines der drei Sender, übernehmen von dort die Nachrichten und andere »nationale« Programme und produzieren ihre eigenen Lokalprogramme. Mehr als drei Viertel der ausgestrahlten Programme kommen von den drei Großen. Die Reagan-Administration hat alles getan, um ihre »freie Marktwirtschaft« auch im Bereich des Fernsehens noch weiter zu entfesseln.

Nach US-amerikanischem Recht ist es Aufgabe der Federal Communication Commission (FCC – Bundeskommission für Kommunikation), die elektronischen Medien zu überwachen. Wenn die FCC einer Firma oder Privatperson eine Radio- bzw. Fernsehlizenz erteilt, muß sie zuvor feststellen, daß der neue Eigentümer mit seiner Fernsehstation dem öffentlichen Interesse und den Bedürfnissen der Bevölkerung in seinem Sendebereich dienen wird. Ronald Reagans FCC hat mehrere »regulations« abgeschafft, mit denen garantiert werden sollte, daß TV und Radio ihrer »community« dienen, und daß keine Monopolisierung des Fernsehwesens entstehen konnte. In der Vor-Reagan-Periode durfte eine Person oder Firma höchstens sieben TV-Stationen besitzen, jetzt sind es zwölf. In der Vor-Reagan-Periode mußte ein neuer TV-Besitzer seine Station mindestens drei Jahre lang behalten. Jetzt darf ein neuer Eigentümer seine Station umgehend wieder verkaufen. So ist es zu einer Welle von Verkäufen von Fernsehstationen gekommen – zu Rekordpreisen. Mehr als 400 Stationen haben in den letzten zwei Jahren den Besitzer gewechselt. Stationen, die vor zehn Jahren noch zehn oder zwanzig Millionen Dollar gekostet hätten, werden jetzt für hundert Millionen verkauft.

Die neuen Eigentümer sind häufig Banken und Investitionsgesellschaften, die ihr Geld gewinnbringend anlegen und ihren Besitz dann schon bald wieder gewinnbringend verkaufen wollen, Daß die neuen Eigentümer kaum Interesse an der Produktion und Ausstrahlung teurer Dokumentarfilme oder Nachrichtenprogramme haben, kann nicht überraschen. Überraschen kann auch nicht, daß die Eigentümer der TV-Stationen immer »einheitlicher« werden. Eine 100 bis 500 Mio. Dollar teure Station können sich nur noch Großinvestoren leisten. Nur 2,1 Prozent der TV-Stationen der USA werden von Schwarzen und Angehörigen anderer Minoritätsgruppen kontrolliert.

Die Zukunft sieht düster aus. Gegenwärtig treten die Fernseheigentümer dafür ein, die noch bestehenden Regeln der »Meinungsvielfalt« abzuschaffen: die Fairness Doktrin, nach der »beide Seiten« einer kontroversen Frage dargestellt werden müßten, und die »Equal-Access«-Regel, nach der die TV-Stationen in Wahlkämpfen allen Kandidaten und Kandidatinnen gleichen Zugang gewähren müssen. »Kleinen« Kandidaten, die nicht das Geld für Werbespots haben, verschafft »Equal Access« oft den einzigen Zugang zum Massenmedium. Die Regierung unterstützt das Aufheben der beiden Regeln. Aber auch von der Presse kommt Beifall. Kein Zufall: In den letzten Jahren haben sich immer mehr Fernseheigentümer ins Zeitungsgeschäft eingekauft, und viele Zeitungsbarone sind ins Geschäft mit TV-Sendern

eingestiegen.

Konkret 07/87, S. 18

Günter Amendt

Martin Dannecker antwortet nicht.

Das ist schade, das ist sein Recht, das ist auch in seinem Interesse, denn der Ausgangspunkt meines Offenen Briefes hat sich insofern verschoben, als Dannecker seine von der Bundesregierung finanzierte Befragung an Homosexuellen nicht nur plant, sondern längst begonnen hat. An einer öffentlichen Auseinandersetzung kann ihm deswegen zu diesem Zeitpunkt nicht gelegen sein.

Um so mehr bin ich an dieser Auseinandersetzung interessiert, weil es bei meiner Kritik an Danneckers Forschungsprojekt nicht um eine private Fehde geht, sondern um politische Auseinandersetzung von hoher Aktualität: »Im Umfeld der Volkszählung wirkt deshalb Dein Vorhaben wie ein Sabotageakt an den vielfältigen Bemühungen, Menschen vor der Preisgabe ihrer Daten und der Offenlegung ihrer Meinungen zu warnen.« (Konkret 5/87)

Die Reaktionen auf meinen Brief waren heftig. Heftig in der Zustimmung, heftig in der Ablehnung. Das war zu erwarten. Überrascht hat mich, daß sich der Kreis derer vergrößert zu haben scheint, der jede Kritik an irgendeiner Maßnahme im Zusammenhang mit Aids als Sakrileg empfindet, so als sei im Zeichen von Aids alles erlaubt, zu fragen unsittlich und zu kritisieren tabu. Wie man aus einem Kritiker der Kondompropaganda zum Kritiker von Kondomen überhaupt gemacht wird, wie Vorbehalte gegen die »Safe-Sex« Kampagne in eine prinzipielle Ablehnung von Aufklärung und Vorbeugung uminterpretiert werden, habe viele Sexualwissenschaftler, die sich dem Sog der Hysterisierung entgegenzustemmen versuchten, in den zurückliegenden Monaten erlebt. Ich bin auch Kritikern begegnet, die dem Soziologie-Studenten ähneln, den ich am Anfang meines Offenen Briefes erwähnte. Unumwunden gaben sie mir zu verstehen, daß sie sich den Luxus meiner Gedanken nicht leisten könnten, daß die Logik meiner Argumentation zu Konsequenzen führe, die unvereinbar mit ihrer beruflichen Planung und ihrem 'persönlichen Lebensentwurf' seien. Das ist klar, dagegen will ich nicht argumentieren. Tatsächlich sind solche Auseinandersetzungen notwendig und unvermeidbar, weil die Entwicklung der Produktivkräfte auf die Sozialwissenschaften und ihr Instrumentarium zurückwirkt. Wenn sich die Informationstechnologie qualitativ derart verändert, daß man von einer Revolutionierung sprechen muß, dann müssen auch Sozialwissenschaftler ihre Techniken und Methoden einer kritischen Prüfung unterziehen, denn von allem akademischen Brimborium gereinigt, besteht die Tätigkeit des Sozialwissenschaftlers zu allererst im Sammeln, im Verwerten und im Veröffentlichen von Informationen. Da sind Fragen der Wissenschaftsethik überhaupt noch nicht berührt.

Auch an der Diskussion über einen »kollektiven Datenschutz« von Minderheiten, werden die Sozialwissenschaften nicht vorbeikommen. Sie werden auch nicht länger ignorieren können, was sich heute schon an Widerstand gegen Befragen und Beforschen formiert. Jede und jeder, die oder der in gesellschaftlich sensiblen Bereichen forscht, ist diesem Widerstand bereits begegnet. Rücklaufquoten und Interviewverweigerungen sprechen für sich.

Mit Homosexualitätsforschung hat das alles nur unter anderem zu tun. Was ich über Homosexualität sage, kommt verschärfend hinzu. Indem ich mich aber auf Homosexuelle konzentriere, stelle ich die Diskussion in einen historischen Kontext. Die Geschichte der Verfolgung, der Aussonderung und der Vernichtung ist präsent. Wer diese Geschichte vergißt, wird in den bayerischen Maßnahmen eine Skurilität sehen, wer sich erinnert, erkennt in diesen Maßnahmen und den sie begleitenden verbalen Äußerungen die Kontinuität einer Haltung, die mit einer historisch einzigartigen Systematik ganze Bevölkerungsgruppen herausfilterte und aussonderte, um sie dann in einem Verwaltungsakt unter Hinzuziehung der »Deutschen Reichsbahn« – zu deren Beförderungs- und Tarifbedingungen – der Vernichtung »zuzuführen«.

Auf einem von der CSU veranstalteten Aids-Hearing machte der Münchner Virologe Gert Frösner den Vorschlag, alle Homosexuellen durchzutesten. Diese Ungeheuerlichkeit wurde nicht etwa als solche, sondern aus Gründen mangelnder Praktikabilität zurückgewiesen. Der Staat müsse dann ja, so der Jurist Hans-Ullrich Gallwas, »erst einmal feststellen können, wer überhaupt homosexuell veranlagt sei.« Auch in Bayern ein Unding, meinte der Spiegel-Autor, auf dessen Darstellung ich mich stütze. Nun kann ich mir in der Tat eine Total-Erfassung von Homosexuellen nur schwer vorstellen. Ein Methodenproblem. Beispielsweise wäre das Raster der Volkszählung zu grob, um aus einem Mann, unverheiratet, nicht geschieden und alleine wohnend einen Homosexuellen zu machen. Jedoch: Männlich, unverheiratet, nicht geschieden, in einer Wohn- und Wirtschaftsgemeinschaft – da wird das Netz schon enger. Zusatzinformationen und das Abgleichen mit anderen Dateien – etwa einer »Rosa Kartei« – lassen sich relativ leicht vor Ort bewerkstelligen. Einer deutschen Verwaltung traue ich diese Feinarbeit jederzeit zu.

Vor Jahren als ich in Jerusalem einer befreundeten Psychoanalytikerin von gewissen Erfahrungen erzählte, die ich auf dem Weg nach Israel in Jugoslawien gemacht hatte und dabei Kritik an der in Jugoslawien herrschenden Schlamperei einfließen ließ, entgegnete meine Gesprächspartnerin Nomi Schattner scharf und ungehalten: »Was ihr Balkanschlamperei nennt, hat vielen Juden das Leben gerettet.« Nicht umsonst hat die Rubrik »Religionszugehörigkeit« im Fragebogen der Volkszählung so viel Angst, Irritation und Kritik provoziert.

Alles, was man tut, und alles, was man unterläßt im Zusammenhang mit Aids, muß diese historischen Erfahrungen einbeziehen. Es ist bereits zu viel Entlarvendes gesagt worden, zu viel Erinnerungsträchtiges wurde auf der Suche nach »Abwehrmaßnahmen« bereits öffentlich ventiliert, um an diesen Erfahrungen vorbeigehen zu dürfen, ohne damit die Verbrechen dieses Systems mit denen des Naziregimes gleichsetzen zu wollen.

Wer aber will bestreiten, daß Rassismus, Sexismus, Ausländerfeindlichkeit, Homophobie und ein 'neuer' Antisemitismus Teil der gesellschaftlichen Wirklichkeit dieser Republik sind? Um das Ganze auf die Spitze zu treiben und gleichzeitig auf den Kopf zu stellen, also ins Absurde zu wenden, frage ich, ob demnächst mit einer empirischen Untersuchung zu rechnen ist, die Juden nach ihrem Verhalten und ihren Einstellungen befragt, um die Ursachen des»neuen«Antisemitismus zu ergründen. Die Befragung von Homosexuellen erscheint mir nicht weniger absurd.

Vor diesem Hintergrund und angesichts der aktuellen politischen Situation habe ich Martin Dannecker aufgefordert, sein von der Bundesregierung gefördertes Forschungsprojekt abzubrechen, weil ich nicht verstehen kann, wie ein Sexualforscher von seinem Range eine Homosexuellen-Befragung im Auftrag einer Regierung, die an der Homosexuellenverfolgung von staatswegen festhält, auch nur gedanklich erwägen kann. pie Beibehaltung von Homosexualität als Straftatbestand, wie eingeschränkt auch immer, ist beim Stand der internationalen sexualwissenschaftlichen Diskussion eine bewußte Aussage des Staates im Umgang mit einer Minderheit, die juristische Seite des Problems also von mehr als nur symbolischer Bedeutung. Die Bestrafung von Homosexuellen ist eine schwere Verletzung der Menschenrechte; egal in welchem Land, egal auf welchem Kontinent, egal in welchem gesellschaftlichen System.

Ich wiederhole: »Bayern ist kein Anachronismus sondern das Pilotprojekt einer an dieser Regierung beteiligten konservativ-reaktionären Partei, deren bayerischer Schulminister diese Randgruppe 'ausdünnen' will, weil sie naturwidrig ist.« Das war vor zwei Monaten. Unterdessen wird innerhalb Bayerns abgesondert und an den Grenzen der Bundesrepublik der Reisestrom unter Hinzuziehung des Bundesgrenzschutzes aidsprophylaktisch durch ein rassistisches Raster gefiltert.

Ich wiederhole: »Der Unterschied zwischen Bayern und dem Rest der Republik ist der zwischen »schon« und »noch nicht«. Das war vor zwei Monaten. Unterdessen ist der Unterschied auf »schon« und »noch nicht ganz« geschmolzen.

In der Bewertung der bayerischen Maßnahmen wie auch in anderen wesentlichen Fragen der Aids-Bekämpfung stimme ich mit Dannecker überein. Das gilt für die Einschätzung der »Safe-Sex«-Kampagne, das gilt für die Zweifel an der Wirksamkeit einer nur auf Rationalität zielenden Aufklärung. Schließlich setzt ein »vernünftiges Sexualverhalten«, auf das die »Safe-Sex«-Kampagne baut, nicht nur eine allgemeine Perspektive der Vernunft voraus, auch alles Unvernünftige, das der Trieb anstellt, muß ins Konzept der Aufklärung einbezogen werden. Einig sind wir uns auch in der Absicht, alles zu vermeiden, was Homosexuelle in solche und solche aufspalten und in gute und böse aufteilen könnte. Danneckers Forschungsprojekt läuft jedoch genau auf das hinaus, was er zu vermeiden sich vorgenommen hat. Er dividiert die Homosexuellen mit den Mitteln der Statistik auseinander, denn »am Ende steht die Tabelle«, wie Adorno in einem Kommentar zur empirischen Sozialforschung einmal anmerkte.

Ich werfe Dannecker manches vor, was ich mir selbst nicht gerne vorwerfen lassen würde: Naivität, wissenschaftliche Fehleinschätzungen und politische Instinktlosigkeit. Nicht für eine Sekunde stelle ich seine Integrität in Frage . Wie er bin ich empört über die kalauernde Diffamierung »wg. Aids« im Inhaltsverzeichnis des KONKRET-Heftes. in dem mein Offener Brief erschienen ist. Davon wußte ich nichts. Dafür bin ich nicht verantwortlich. Als Mitarbeiter von KONKRET entschuldige ich mich für diese Formulierung, die Assoziationen auslöst und Zusammenhänge herstellt, die ich nicht im Sinn habe.

Überhaupt: Einige Kritiker meines Offenen Briefes unterstellen Absichten**,** die ich nicht verfolge. Ich bin nicht an einer Grundsatzdiskussion über Auftragsforschung oder Staatsknete interessiert. Ginge es darum, hätte ich mich nicht ausgerechnet mit Martin Dannecker angelegt. Nein, hier handelt es sich um die Beschaffung von Regierungsmitteln unter Voraussetzungen, die jeder kennt, zu Bedingungen, von denen Dannecker glaubt, er habe sie unter Kontrolle. Das nenne ich naiv.

Den Regierungsauftrag verdankt Dannecker einem politischen Kompromiß innerhalb des konservativ-reaktionären Lagers, der im Kampf zweier Linien der Aids-Bekämpfung schließlich sowohl den liberalen von Forschung begleiteten Weg möglich machte, wie den bayerischen Weg direkt in die Repression zuließ, ohne nach wissenschaftlicher Legitimation groß zu fragen. Zustande kam dieser Kompromiß, nachdem sich beide Seiten darauf geeinigt hatten, die Abtreibungsgesetzgebung noch rigider und noch repressiver als bisher zu handhaben. Eine Verschwörung gegen die Frauen. Ist sich Dannecker bewußt, mit wem er sich eingelassen hat? Ich nenne das politisch instinktlos.

Und was erhofft sich Dannecker von den Ergebnissen seiner Befragung? Ich gebe die Frage weiter mit der Anmerkung versehen, daß auch ich an einer Antwort interessiert bin, allerdings eher am Rande, denn meine grundsätzlichen Einwände gegen das ganze Projekt werden von Danneckers Antwort kaum berührt werden. Doch sind Zweifel auch an der Durchführbarkeit der Untersuchung mehr als berechtigt. Schon Anfang der 70er Jahre, als Reimut Reiche und Martin

Dannecker ihre erste Untersuchung starteten, war die Rekrutierung der Interviewpartner problematisch. Diesmal wird Dannecker noch weniger als damals eine Aussage über die Homosexuellen treffen können, ja nicht einmal eine Aussage über die Homosexuellen in der Subkultur, vielleicht eine über die in der Subkultur verbliebenen Homosexuellen. Aber das ist Danneckers Problem und das seiner Auftraggeber.

Hoffnungsvollen Erwartungen, die Veröffentlichung der Untersuchungsergebnisse gebe der Schwulenbewegung wie damals einen neuen Schub, tritt Dannecker selbst entgegen. Er will seine Untersuchungen mit derartigen Erwartungen nicht belasten. Solche Erwartungen überfrachten jedes Forschungsprojekt. Geschichte als Doublette, so läuft's nun mal nicht. Unbestritten ist die Bedeutung der 1974 veröffentlichten Untersuchung, aber sie war weder Ursache noch Auslöser der Homosexuellen-Bewegung jener Zeit. Ohne die antiautoritäre Emanzipationsbewegung der 60er Jahre ist die Schwulenbewegung so wenig denkbar wie die neue Frauenbewegung und eigentlich alles, was sich seitdem bewegte. Müßig zu diskutieren, was Ursache und was Wirkung, was mehr und was weniger bedeutend war: Vieles kam zusammen, eine bedeutende wissenschaftliche Untersuchung gehörte dazu. Was Dannecker offenbar nicht verstanden hat, sind die politischen und technologischen Veränderungen seitdem.

Schon bald werden alle Sozialwissenschaftler, die sich eine kritische Distanz zu den herrschenden Verhältnissen bewahrt haben, den Widerstand gegen Datenerfassung, die Verweigerung von Tests und das Unterlaufen und Manipulieren von Befragungen durch Falschangaben als legitime Form des zivilen Ungehorsams, als einen Akt der Notwehr gegen die Totalerfassung des Bürgers begreifen und anerkennen. Die neuen, kaum übersehbaren Möglichkeiten der Datenverarbeitung und Datenvernetzung erleichtern nicht nur einfach die Arbeit der Statistiker unter den Sozialforschern. Diese Möglichkeiten entwickeln eine Nachfragedynamik, die nur bei der Totalerfassung enden kann. Das entwickelt sich von selbst. Schon heute haben wir viel zu viel von uns gegeben. Der Staat verfügt nicht nur über das Bild des Bürgers in Form eines bei der Paßbehörde hinterlegten Fotos, auch unsere Körpergröße, die Augenfarbe, Muttermale und unveränderbare Narben, die das Leben schlug, sind registriert. Was fehlt, um das Bild komplett zu machen, ist das Meinungsbild und das Blutbild.

Bayern ist bereits dabei, ein Blutbildarchiv des Öffentlichen Dienstes anzulegen. In Bonn prüft eine Arbeitsgruppe des Innenministeriums, ob ein entsprechendes Archiv für die gesamte Bundesrepublik angelegt werden soll. In den USA wurden und werden Hunderttausende von Angestellten bei Landesund Bundesbehörden auf Drogen getestet. Bürgerrechtsorganisationen und Gewerkschaften gehen davon aus, daß bereits ein Drittel der 500 größten Konzerne dem Beispiel der Regierung folgen und ihren Arbeitern und Angestellten ein Blut- bzw. Urinbild abverlangen.

Mitmachen oder boykottieren? In die Kontroverse zwischen Dannecker und mir fließen auch unterschiedliche Vorstellungen ein über die politische Strategie der Homosexuellenbewegung bzw. dem, was von ihr übrig geblieben ist. Dabei geht es auch um die Frage, welche Rolle die Sexualwissenschaften zu übernehmen haben, wenn »der Überbietungswettbewerb der Parteien« bei der Verschärfung der Maßnahmen gegen Aids einsetzt. »Die Homosexualitätsforschung ist ein besonders drastisches Beispiel dafür, daß Wissenschaft beides zugleich schafft: Befreiung von alter Verfolgung und neue Wege der Verfolgung, oft schlimmere«, schreibt Gunter Schmidt. Sind die Homosexuellen auf die »neuen Wege der Verfolgung« vorbereitet? Jeder, der die reale Distanz zwischen Hetero- und Homosexuellen überspielt, jeder der großzügig die alltäglichen Vorurteile übersieht und übergeht, jede Erscheinungsform des Opportunismus schwächt die Widerstandskraft und untergräbt die Selbstachtung der Homosexuellen. Dannecker hat, indem er sich mit dieser Regierung einließ, zu viel überspielt, übersehen und übergangen. Das halte ich ihm vor.

Mitmachen oder boykottieren? Ich habe gesagt, was zu sagen war. Dannecker tut, was er tun muß. Eine Diskussion findet statt. Jetzt werden Individuen entscheiden.

Konkret 07/87, S. 20

Franz Lerchenmüller

Allteuer & Abentag

Vom großen Normalzustand und den kleinen Fluchtversuchen

Schinkenbrötchen oder Müsli. Musik aus dem Autoradio. Das Büro. Der Betrieb. Die Halle. Fußballergebnisse in der Kantine.

Das Werk. Die Station. Der Laden. Flachs mit Kollegen. Der Feierabend.

Man sieht fern, man muß zum Zahnarzt, die Kinder haben Geburtstag, man geht ins Kino, ißt Pizza, arbeitet im Garten oder wäscht den Wagen, man schläft miteinander, mal ist es schön und mal war's überflüssig. Gasrechnung, Auto, Bier, die Zeitung – fehlt noch was? Politik meinetwegen; aber eine, die sich einfügt und den geregelten Ablauf nicht gefährdet: ein Parteibuch, eine Gewerkschaftskarte, und Unbehagen während der Tagesschau. Vorgänge, Dinge, Handlungen, von denen selten etwas in der Zeitung steht. Die erst gebündelt die Konturen eines Begriffs entstehen lassen, der nicht eindeutig zu definieren ist: ALLTAG. Alltag – Synonym für Routine und Langeweile.

Ist Alltag, der graue, der Käfig des Spießbürgers – oder, mit ebensoviel Berechtigung, der Bereich, in dem Kontinuität, Sicherheit, Verläßlichkeit gewährleistet sind?

Sicher scheint: Alltag gilt als der Ort, an dem kein Platz ist für Unordnung, Chaos, Ausbruch und Geschichte. Katastrophen haben im Fernsehen stattzufinden. Alltag ist die Zeit, in der sich das Abenteuer auf das Ausprobieren einer neuen Kaffeesorte beschränkt.

Sich einen Zugang erkämpfen, Wort für Wort, zu den Teilen der Welt, die einem nie erklärt wurden: Theorien zur Krebsentstehung. Das Funktionieren des Katalysators. Der binären Giftgranaten. Das Scheitern des Zinnkartells. Aquafarming und Grüne Revolution. Wie wenig du weißt. Wie viel du lernen kannst.

Der Samstag fällt aus dem Rahmen. Am Samstag steigt das Familienabenteuer, in der schönsten aller kapitalistischen Welten. Wärme, Stimmengewirr, Musik, Lichter – Himmel, man weiß endlich wieder, wofür die Maloche gut war! Da fällt es einem wie Schuppen von den Augen, warum es – Sozialplan hin, Frührente her – im Freien Westen doch am besten ist. Hemden aus Macao, Weine vom Kap, Teller aus dem VEB, brasilianische Rinderfilets und koreanisches Leder – die Welt steht zur freien Verfügung, ihr habt sie euch redlich verdient. Flaschenbatterien meterweise – warum soll der Suff nicht mal exotisch sein? Staudensellerie, Trauben, Melonen, taufrisch und knackig wie an einem spanischen Frühsommermorgen und so offensichtlich Welten entfernt von Umsiedlungsaktionen, Preisdiktaten und Pestiziden. Doch an der Kasse, spätestens zuhause wird das Abenteuer schal. Ohne Zellophan wirkt das Hemd stumpf, die Kartons türmen sich, der Geschirrschrank war ohnehin voll, fehl am Platz der teure Cognac, überflüssig wie das neue Kursbuch, zuviel ausgegeben und ein leeres Gefühl im Kopf. Wieso war's das? Das kann doch nicht alles gewesen sein, Woche für Woche.

Lachen und Bier und Wärme im Bauch, wenn du feststellst, daß die alte Vertrautheit schnell wieder da ist. Unbekannte Geschichten und Pläne Klatsch leichthin und tiefernste Erfahrungen - dies lauft durcheinander an solchen Abenden. Du ertappst dich, wie du im andern Gesicht zärtlich nach Spuren der Veränderung suchst, des Alterns. Du fühlst dich sicher, zeigst dich angreifbar, verzichtest auf Rechtfertigungen. Du vergißt dich, findest dich mittendrin plötzlich wieder, eure Köpfe nah zusammen, die Mienen ganz eng, wie die Gehirne miteinander, gegeneinander arbeiten angestrengt und genau. Was hat der Neues erlebt, was hat er gelernt? Was übernimmst du? Wo macht er Fehler? Sich so einander zu freuen beim Ansehen. Frauen, Männer, ein paar wenige -

Das Lübecker Drägerwerk schickt seine Manager nach Schweden zum Abenteuerurlaub. Der heißt dann allerdings »Wilderness-Experience« und hat das Ziel, daß aus den Teilnehmern »Persönlichkeiten geprägt werden«. Nicht weniger.

Natürlich besteht erklärterweise keine Bedrohung für Leib und Leben. Denn wie sollten Unternehmen, deren oberste Maxime nüchterne Kalkulation heißt, ihre führenden Köpfe der Gefahr schwerer Blessuren aussetzen? Jeder Obdachlose, jeder Fabrikarbeiter läuft größere Risiken. Es ist ein abgesichertes Spiel mit dem Hunger, der Kälte und der Müdigkeit. Aber es zeigt, wovor (nicht nur) Dräger Angst hat: daß sich in den Führungsetagen ein geistiges Klima breitmacht, das für das Gros der Arbeiter als das geradezu ideale angesehen wird: der Bequemlichkeit, Selbstzufriedenheit, der Erstarrung. Ihre schönsten Pfadfindererlebnisse sollen die Chefs aus dem Trott reißen; ihre Managerqualitäten dadurch neu geschärft werden: Kaltblütigkeit, zielgerichtete Sensibilität und die Fähigkeit, Rücksichtnahme und Brutalität optimal auszubalancieren. Dräger hofft, daß sein Personal in einer künstlichen Situation zu Erfahrungen kommt, die andere, notgedrungen und massenhaft, im wirklichen Leben machten und machen, in Klassenkämpfen und Streiks: Menschen, die

plötzlich außergewöhnlichen Anforderungen ausgesetzt sind, lernen über sich, daß sie mutiger und klüger sind, als sie je von sich gedacht hätten. Und vergessen das nicht mehr so schnell.

Wenn er atemlos zur Tür hereinstürzt, noch ganz frisch voll erlebtem Leben und übersprudelnd vor Fragen. Dasein, Augen und Ohren aufsperren mal verstohlen in seinem Haar schnüffeln und richtig antworten. Der Ernst in seinem Gesicht und seinen Gesten verbietet, auch wo er komisch wirkt, jede Ironie: Ich Überlege sorgfältig, was ich meine, und sage es, so verständlich ich kann. Klare Augenblicke. Die Ungewißheit nagt nur ganz leise, wenn ich mir die Lacoste-Horden des nahen Gymnasiums von oben ansehe. Werden wir befreundet bleiben? Uns fremd werden? Würde ich dann den Satz über die Lippen bringen, der die ganze Ratlosigkeit und Resignation unserer Eltern, aber auch ihr Vertrauen und ihre Hoffnung umfaßte: »Du wißt es schon recht machen.« ? Langzeitabenteuer mit open-end.

Die Verhältnisse, die da sind in der BRD: wie zementiert, in Köpfen und Betrieben, nichts da mit Tanz und Revolution und Umsturz der herrschenden Ordnung.

Und so wühlt in den einzelnen ohnmächtiger Ekel, daß sie alles mit sich machen lassen, machen lassen müssen. Und da nagt quälend die stille blinde Wut, die alles Destruktive möglich macht, vom Herzinfarkt und der Bildzeitung bis zu Russisch Roulette und verbrannten Tamilen. Aber in Nationalismus und Aggressivität geht nicht alles auf; die Sehnsucht nach einem befreiten Leben braucht noch andere Ventile: Indiana Jones und Perry Rhodan vielleicht; den Marlboro-Sound und die Gier nach dem ersten Bier. Wenigstens muß für den einzelnen, wenn schon jeder Gedanke an gemeinsamen Ausbruch zerstört oder verdrängt ist, eine fixe Idee von Befreiung bereitstehen, eine Karikatur, sei dies auch nur die abgedroschene Geschichte von dem Mann, der eben mal Zigaretten holen geht und nie mehr an den Abendbrottisch und ins muffige Ehebett zurückkehrt. Wenigstens den Traum vom Südseeboot träumen.

Da ist nichts mehr von Gelassenheit, und der Aufruhr in dir halt den ganzen Tag an: Noch jetzt zitterst du bei dem Gedanken, wie ihr euch angebrüllt habt, während die andern Fahrgäste peinlich berührt oder unbeteiligt zum Fenster hinaussahen, wer den im beigen Trenchcoat undeutlich murmelnd unterstützten: So weitergehen dürfe es tatsächlich nicht, die Töchter konnte man ja nicht mehr auf die Straße lassen, wer arbeiten wolle, finde auch in Ghana Arbeit, und Deutschland sei schließlich nicht der Müllplatz der Welt. Selbst in der Erinnerung schießt die heiße Wut noch einmal hoch, die dir vorher schon die Argumente abschnitt und nur noch haßerfüllte Beschimpfungen übrigließ.

Placebos: die Abenteuer derer, die sich ganz gut eingerichtet haben in A 10 und saniertem Altbau. Träume, Höhenflüge, schwammige Luxusgefühle zum Bier nach »Vogelfrei« in der Spätvorstellung. Wohlige Schauder bei den Bildern vom endlosen Unterwegssein in Frankreich, ein unbestimmtes Sehnen in der Brust vor konsequenter Asozialität. Nur zuhause bricht ein bißchen die Welt für uns zusammen, weil die Heizung ausgefallen ist.

Einen Schritt weiter: Reisen, diese langgeplanten, bis ins micropur vorbereiteten Ausbrüche. Vorführungen hochwertigen Equipments in Island und Patagonien; Härtetests für Fjällräven und ajungilak, Accessoires und Necessaires und die eigene Leistungsfähigkeit. Kleinere Katastrophen sind herzlich willkommen, liefern der Leica Futter und der Psyche jene inbrünstig herbeigewünschten Nervenkitzel, ohne die kein Gipfelstürmer je so richtig stolz und kein Saharachauffeur ordentlich begeistert von sich sein wird. Aber nur keinen Neid: Was dem einen sein Sandsturm, ist dem andern sein Tequila in Guanajuato, sein Riesendorsch vor Trondheim, sein unvergeßlicher Abend bei der Ortsversammlung der PCI in diesem winzigen Nest: alles spannend, alles aufwühlend, alles unwiederholbar. Doch an einem Montag ist alles vorbei. Blende. Wiedereröffnung des Lebens in der nächsten Saison.

Eine andere Sparte »Abenteuer« hat ein vorschnelles Ende gefunden: die der Gier nach unbekannten Körpern, anderen Gerüchen, neuen Anordnungen des alten Vorgangs- der Sucht vor allem auf die Chance, aus einem neuen Mund die eigene Klasse (– die andere –) bestätigt zu bekommen. Jeder erotisch Vielgeplagte und -gefragte war überzeugt, sich mit den letzten überhaupt noch möglichen Abenteuern zu befassen, und doch, es hilft nichts: Seit Liebesabenteuer nicht mehr so hießen, waren sie es auch nicht mehr, weder das eine noch das andere. Schade. Schadenfreude. Denn daß die AIDS-geschuldete Ängstlichkeit den freien sexuellen Tauschmarkt so schnell lahmlegen konnte, befriedigt natürlich alle bisher zu kurz Gekommenen und enthebt die im langjährigen Beziehungsalltag Verschlissenen der heimlichen Sorge, vielleicht doch Himmel und Hölle zu versäumen: Die Promiskuität der vergangenen Jahre muß einfach, man sieht es nun, im Grunde eine ganz konventionelle und risikoscheue Veranstaltung gewesen sein. Endlich Ruhe im Wasserglas.

Wenn sich in dem großen Wust aus Bildern und Gedankenfetzen allmählich Strukturen abzeichnen; wenn es gelingt, eine Ordnung in den Haufen aus Erinnerungen, Zeitungsausschnitten, Büchern und Beobachtungen zu bringen; wie Zusammenhänge sichtbarer werden, das Thema deutlicher. Zähes Ausprobieren, Suchen, Ändern, Hin- und Herschieben von Wörtern, das Herumdenken an Sätzen, die sich sträuben, klar zu behaupten, was man im Kopf ahnt. Perioden, in denen man an die Wand starrt: Das franst aus. Das ist kein Thema. Das schaffst du nicht. Doch die Erleichterung, wenn ein Satz endlich sagt, was gemeint ist. Die Überraschung, wenn eine neue Formulierung ein Stück Mehr-Verstehens mit sich bringt. Die Freude, einen weiteren Bruchteil der Wirklichkeit in den Griff bekommen zu haben. Immer noch neu, immer noch begeisternd: wenn du dich hinsetzt, schreibst. Egal worüber.

Und der Alltag derer, die einst losgestürmt waren mindestens die Welt zu verändern und nun bei »Mehr Grün am Bau« gelandet sind, der linken Intellektuellen hier?

Die Revolution will sich so gar nicht auf die Tagesordnung setzen lassen, Plätze auf den Barrikaden sind damit vorerst gestrichen, selbst simple Arbeitsplätze für Teilnehmer des Langen Marsches knapp – und schon reduziert sich der ehemals umfassende Anspruch, Linke(r) zu sein, auf die bloße Behauptung, man habe sich nicht verändert. Das Attribut, mit dem man sich vor Jahren auch eine ganz eigene, gradlinige Identität verleihen wollte, steht gerade noch für die besserwisserische Überlegenheit, mit der man glaubt, (sich) erklären zu können, wie die nächste Krise und warum der nächste Krieg kommen wird. Für Naserümpfen, Achselzucken, Kopfschütteln über »Leute wie diese« Kohl, Brandt, Schily. Nur noch die klammheimliche Überzeugung läßt sich daraus ablesen, im falschen Leben kraft eines unkorrumpierbaren Bewußtseins eben doch das richtige führen zu können. Real machtlos, schuftet der Linke sich kräftig im (eigenen) Überbau ab: füttert den gesellschaftsanalytischen Computer im Kopf, vervollständigt die marxistische Musiktheorie, kennt das letzte Rotbuch, den jüngsten Kluge, das neue Konkret und findet Gremlizas Karl-Kraus-Preis sagenhaft witzig. Leute, die Strommasten ansägen, sind ihm unreflektierte Wirrköpfe oder unheimlich starke Aktivisten – Leute, die den Kampf gegen den Staat mit allen Risiken von Irrtum und Scheitern versuchen, beunruhigen, egal wie sie es tun, Leute, die nur im Kopf an einem »Projekt Sozialismus« basteln, nicht wahr, auf jeden Fall? Ihren Alltag berührt das alles nicht. Die nicht ganz vergessen haben, daß linkes Bewußtsein hauptsächlich mit Politik zu tun hat und sich abmühen – Greenpeace ist geil, aber Tempo 30 wird in Bürgermeistervorzimmern ausgehandelt – , in rot oder grün – sind die mit sich im Reinen; geht in deren Leben wieder alles zusammen: Alltag und Abenteuer, Widerstand und Kunst? Die Liebe fürs Leben und der ganze Brecht, African sunshine, das Glück, der Wirtschaftsteil der FAZ und die eigenen Kinder, alles zusammen und mit ganzem Herzen und gleich sofort?

Banane. Eine glückliche Identität inclusive spannendem Alltag alle Tage mag es für ein paar wenige geben, die gut genug reden oder schreiben, um davon leben zu können, solange der Staat gewillt ist, Opposition zu verkraften. Der Rest bezahlt: mit Anhörungen, Platzwunden und Tagessätzen eher selten, alltäglich aber mit knapper Freizeit, höflichen Absagen, unruhigen Nächten und vollen Terminkalendern – für ein paar Freunde, gelegentlichen Spaß und eine gewisse Wahrscheinlichkeit, das Richtige zu tun.«

Konkret 07/87, S. 24

Harald Irnberger

Wir wollen doch nur euer Bestes

Wenigstens Internationalisten wollen sie sein, die Nicaragua-Touristen. Mit ein paar Sight-Seeing-Touren durch das mutmaßliche Paradies der Revolution ist es jedoch nicht getan. Und längst nicht alles ist so »klasse« oder »toll«, wie es sich die Besucher erhofft hatten. Wenn sie dann auch noch glauben, helfen zu müssen, wird es unerträglich.

»Solidarität ist mitunter mühsam – vor allem für jene, die sie erdulden müssen«
(Aufschrift auf dem noch zu errichtenden Sockel des noch zu schaffenden Denkmals des unbekannten Nicaraguaners.)

Reisender, fliegst du nach Nicaragua, dann wirst du sie spätestens in der tristen Cafeteria des Flughafens von Havanna mit emsigen Gruppenfleiß warten sehen, bis das Luftschiff nach Nicaragua bestiegen werden kann: Zumeist um die einzige ein wenig spanisch sprechende Person der jeweiligen Expeditionsgemeinschaft geschart, harren sie dessen, was da kommen wird. Sie sind bis zum Äußersten entschlossen, alles »toll« oder »klasse« zu finden.

Die Gesichter der Reisenden gehören ehemaligen Vorzugsschülern, die irgendwie von ihren ursprünglich vorgesehenen Weg abgekommen sind, weshalb sie ihren nunmehrigen Kurs durch Kleidung, Haartracht und sonstige Attribute des Äußerlichen umso deutlicher machen. Den Frauen haftet etwas vom BDM nach dem Zusammenbruch der Bekleidungsordnung an und den meisten Männern ist anzusehen, daß sie ihr Berufsleben vorwiegend sitzend zubringen – was sie nicht daran hindert, sich für das zu erwartende Abenteuer betont sportlich (man könnte von einer feminin-martialischen Note sprechen) einzukleiden und den Habitus des ideologisch gefestigten Überbaurates zur Schau zu tragen.

Alles in allem verbreiten sie mit ihren im Handgepäck mitgeschleppten Ruck- und Schlafsäcken die Aura von Wandertag, der spätberufenen Klassenbesten vorbehalten ist. Mit einem Satz: Du wirst dich umstellt sehen von rundum guten Menschen. Wie jede Generalisierung, ist natürlich auch diese nur bedingt richtig. Doch nach Nicaragua zieht es seit dem Sieg der sandinistischen Revolution im Juli 1979 – zumal zur Ferienzeit des europäischen Sommers – in erster Linie die Avantgarde der akademisch Ausgebildeten und Azubis linker, alternativer Prägung.

Die Deutschen (West) sind bekanntlich bei der Eroberung neuer Reiseziele tüchtig, konsequent, unerbittlich. Und wo gereist wird, entsteht ein einschlägiger Markt auch für ein linkes Publikum: Der Alternativ-Veranstalter »Team Reisen« annonciert bereits seit Jahren in der bundesdeutschen Linkspresse »Soli-Reisen« nach Nicaragua, und im Sommer 1986 hat auch Karin aus Hamburg nahe dem Kilometerstein Elf an Managuas Carretera sur ihr Quartier aufgeschlagen, um von hier aus als festbesoldete »Reiseleiterin Nicaragua« für »Caribbean Tours« dieses Feld zu beackern. Sie komme nicht aus der Reisebranche, sondern aus der Jugendarbeit, betont die Reiseleiterin – und habe ihr Metier selbst erst bei einer Informationsreise Hamburger Jugendfunktionäre im Jahr 1983 kennengelernt. Doch zurück zu den Touristen – was freilich so einfach auch wieder nicht ist. Nur die wenigsten, die nach Nicaragua reisen, verstehen sich als Touristen. Spätestens seit 1983, als die ersten dilettierenden Kaffee- und Baumwollpflücker aus allen Teilen der westlichen Welt erfüllt von gutem Willen hierher kamen, verstehen sich viele Reisende angesichts ihrer Ziele mehr oder minder als Brigadisten.

Nicht jeder wird aber von den eigentlichen Brigadisten als solcher akzeptiert. Dazu gehört schon, daß jemand auf eigene Kosten wenigstens für ein paar Wochen zum tatsächlichen Arbeitseinsatz angeflogen kommt. Für die meisten bedeutet dies ungewohnte körperliche Mühen, aber auch die prestigeträchtige Möglichkeit, die Lieben zu Hause in nächtens bei Kerzenschein verfaßten Briefen von der V. antiimperialistischen Kaffeeschlacht mit schmerzenden Gliedern zu grüßen.

Seit die Contras im Frühjahr 1986 einige solche Brigadisten bundesdeutscher Herkunft vorübergehend entführten, breitet Nicaraguas Himmel seine Sterne über Gefahren aus, denen sich auszusetzen einer revolutionären Nobilitierung gleichkommt, die ehrlich verdient sein will.

Es reicht nicht, ein paar Tage an ein Besichtigungsprogramm anzuhängen und irgendwo in Managua bei einem Arbeitseinsatz herumzustehen und nach einheimischen Abnehmern wichtiger politischer Ratschläge zu fahnden ganz in der Gewißheit, einen substantiellen Beitrag zur Festigung der sandinistischen Revolution geleistet zu haben.

Noch heute erntet ein in Managua lebender Europäer stürmische Heiterkeitserfolge, wenn er die runden Augen imitiert, die einheimische Uniformträger am Flughafen der Hauptstadt bei der Ankunft der ersten bundesdeutschen Brigadisteneinheit angesichts schmalbrüstiger Punkfrisurenträger im Warenhaus-neuen blauen Arbeitsdrillich bekamen. Und eine Sozialwissenschaftlerin aus Frankfurt, die es nach mehrjähriger Ministeriumsarbeit in Managua zur Hausbesitzerin gebracht hat – was von Kurzzeit-Besuchern nach deren Rückkehr in deutsch-heimischen linken Kreisen oft genug höchst kritisch gewürdigt wird – vergißt in ihrem Erfahrungsbericht von einem mehrwöchigen Kaffee-Ernteeinsatz nicht zu erwähnen, daß dort nichts mehr gewachsen sei, wo Brigadisten ein Jahr zuvor gepflückt hätten.

Als Tourist will hier nahezu niemand gelten. Wer nicht gleich als Brigadist auftritt, hört sich zumindest gerne Internationalist genannt und wird sich jedenfalls als »Informationsreisender« definieren. Information findet im Regelfall in Gruppen statt. So ist der hauptsächlich vorkommende Typus des Nicaragua-Reisenden das Mitglied einer Reisegruppe, die

zumeist von einer politischen, kirchlichen oder karitativen Organisation zusammengestellt wurde. Der Zufall bleibt nach Möglichkeit ausgesperrt: Flug, Quartier, Besichtigungsprogramme, die Präsenz einheimischer Gesprächspartner – alles wurde von erfahrenen Kennern der Lage sorgsam ausgewählt und vorbereitet. So ziehen diese Trupps also – kutschiert mit Autobussen, auf denen groß und deutlich das Wort TURISMO prangt – durch Industrieanlagen, Landwirtschaftskooperativen, Gesundheitszentren und die Redaktion der »Barricada«. Im besonders günstigen Fall besichtigen sie die ehemaligen Somoza-Gardisten im Gefängnis von Tipitapa, schauen rasch bei einem Alphabetisierungskurs vorbei und stellen immer wieder dieselben Fragen an geduldige Funktionäre von Gewerkschaften, Frauenorganisationen, Umweltschutzbeauftragte . . .

Zur Aufmunterung nach so vielen ernsten Dingen darf im Reiseprogramm ein Besuch an der Pazifikküste mit ihren neuen Dollar-Enklaven – in die Problemregionen am Atlantik stößt im Regelfall keiner dieser Reisenden vor – und in den Kunsthandwerkszentren in und um Masaya nicht fehlen. Dieser noch am ehesten konventionell-touristische Teil dient zur meist notwendigen Revidierung der vorgefaßten Nicaragua-Meinung: hier liege die revolutionäre Abteilung vom Paradies. Für die meisten Besucher, die erstmals in dieses Land kommen, ist nämlich der selten eingestandene Schock groß, den die Kluft zwischen Erwartung und Realität auslöst. Diese Vorstellungen sind zumeist bestimmt vom Begriffspaar »Revolution in einem exotischen Land«.

Doch exotisch im Sinne europäischer Bilderbuchvorstellungen ist zumindest in Managua nahezu nichts und was die Revolution betrifft, so lernt der Reisende davon zuerst einmal deren bürokratische Seite kennen. Jeder der Ankömmlinge muß sich zur Einstimmung auf Managuas Flughafen Augusto Cesar Sandino in der stickigen Hitze des Abfertigungsgebäudes durch umfängliche Formulare quälen, in endlosen Schlangen anstellen und schließlich den nicht immer Kompetenz verratenden Fragen gemächlich dahinarbeitender Beamter unterwerfen. Vor allem muß er 60 US-Dollar pro Kopf und Nase in die örtliche Währung Cordobas wechseln. Bei einem Kurs von 1: 70 reicht das allenfalls für eine Taxifahrt in die Stadt. Die Preisgestaltung richtet sich nach jenem Wechselkurs, der in den – gleichfalls staatlichen – Banken und Wechselstuben gezahlt wird. Und der liegt gleich um mehrere hundert Prozent über der seit Jahren aufrecht erhaltenen 1: 70-Rate. Daneben gibt es noch einen Schwarzmarktkurs, der nahezu das Doppelte des staatlichen Parallelkurses beträgt. Doch das weiß der erstmals hier angekommene Reisende zumeist noch nicht. Er fühlt sich endlich vom Zwang der Formalitäten befreit und bricht zum ersten erkundenden Spaziergang durch Managua auf – womöglich im Glauben, die schönen Teile der Stadt würden durchaus existieren; er habe sie bloß noch nicht gefunden.

Nun reicht es, daß er seinen Reisepaß im Hotel liegen gelassen hat und sich einem Ort nähert, an dem gerade Vorbereitungen für irgendwelche öffentliche Feierlichkeiten getroffen werden, um intime Aspekte des Lebens in dieser Stadt kennenzulernen. Garantiert wird dort ein junger Polizist seinen Reisepaß sehen wollen, der im Hotel liegen geblieben ist. Zwar hat es schon Ordnungshüter gegeben, die daraufhin samt dem Fremden im Streifenwagen zu dieser Herberge aufbrechen, um das dort hinterlassene Dokument zu besichtigen. Es existieren aber auch zahlreiche Ausländer, die aus dem genannten Anlaß ein örtliches Gefängnis in ihr Besichtigungsprogramm aufnehmen konnten.

Am Abend begegnet man den Touristen, die nicht als solche gelten wollen, garantiert in einem der Restaurants, deren Existenz es europäischen Besuchern ermöglicht, die gleichfalls vorhandenen Luxuslokale demonstrativ zu meiden und trotzdem europäische Lebens- und vor allem Essensgewohnheiten nicht völlig suspendieren zu müssen.

Meist gruppenweise fallen diese Besucher auch hier ein und besetzen einen großen Tisch. Oder aber, sie beginnen mit dem Zusammenrücken mehrerer Tische für die Herstellung chaotischer Verhältnisse zu sorgen. Der gewitzte einheimische Kellner weiß nun, daß seine Beschäftigung in Arbeit auszuarten droht, und er wird sich hüten, an diesen Tisch zu kommen.

Die Besucher brechen dann nach vergeblicher Wartezeit unversorgt und verärgert wieder auf, um mit dem restlichen Optimismus ein ordentliches sandinistisches Restaurant zu suchen. Dabei haben sie lediglich eine Wesensart erlebt, die viele Nicaraguaner weit über ideologische Auffassungsunterschiede hinweg verbindet: Beim Auftauchen eines Problems ist es weniger wichtig, daß dieses gelöst wird, als daß man zumindest vorläufig nicht damit behelligt wird.

Dergleichen Erfahrungen wird der Reisende auch immer wieder hinsichtlich der Lösung seiner innerstädtischen Transportprobleme machen und somit bald die Vorzüge langer Fußmärsche entdecken, wobei den literarisch Gebildeten unter ihnen ja noch das Vergnügen bleibt, aus gegebenem Anlaß über die von Gabriel Garcia Marquez im »Herbst des Patriarchen« vorgestellte Figur des »illegalen Steuereintreibers für das Recht zum Gehen im Schatten« zu philosophieren.

In einem Punkt indes können sich die Reisenden an den Einheimischen rächen: Ihr Schuhwerk läßt den findigsten, plötzlich tatendurstig unter einem Restaurant-Tisch verschwindenden Schuhputzer verzweifeln. Bei bestem Arbeitswillen wird er an den von diesen Gringos bevorzugten Plastiksandalen, Turnschuhen oder Rauhlederwanderschuhen keinen Platz finden, an dem er blitzartig seine schwarze Paste plazieren könnte. Respekt verschaffen sich die mit kurzen Hosen und ärmellosen Schlabberleibchen bekleideten Reisenden auf diese Weise nicht.

Die Touristen sind aber zumeist mit dem Vorsatz nach Nicaragua gekommen, der einheimischen Bevölkerung nicht nur mit wohlgemeinten politischen Ratschlägen, sondern auch ganz konkret materiell zu helfen. Wenn sich solche Fürsorglichkeit entlädt, lernen wir das unterschiedliche Wesen verschiedener helfender Nationalitäten kennen. Da treffen wir beispielsweise im Frühstückssaal eines Ausländerhotels in Managua auf eine Reisegruppe aus den USA, die sich gerade zur Heimreise rüstet und dabei von einer Reiseleiterin mit geübter Predigerstimme dazu angehalten wird, der furchtbaren Armut eingedenk zu sein, die man in diesem Lande kennengelernt habe. Jeder möge doch hierlassen, was er nicht mehr unbedingt benötige. Worauf modische Regenschirme, elektrische Rasierapparate, vorsorglich mitgeführte Sweater und zuletzt noch ein Schminkköfferchen für die Eingeborenen auf dem Gabentisch landen.

Die Skandinavier sind schon praktischer veranlagt. Eine Gruppe solcher Nordländer treffen wir dabei an, wie sie in einem der besseren Wohnviertel von Managua in der ärgsten Mittagshitze Bordsteine an einen Platz schleppen, der zu einer hübschen Parkanlage umgestaltet wird. Auch wenn die vorbeikommenden Einheimischen nicht wissen, welche Verbesserung ihrer Lebensqualität von diesen steinernen Einfassungen ausgehen soll, so wissen sie doch den Unterhaltungswert zu würdigen, den diese schwitzenden Gringos ihnen zu bieten haben.

Ein europäischer Innenminister wiederum ließ seinem Amtskollegen in Managua auf dem Dienstwege gleich mehrere Dutzend gelb und schwarz gestreifte Holzhüttchen zukommen, die nun an den größeren Kreuzungen in Nicaraguas Hauptstadt stehen, damit örtlichen Verkehrspolizisten ihren Dienst nicht immer stehend im Freien zubringen müssen. So gibt jeder gerne, was er nach seinen materiellen und oder geistigen Möglichkeiten zu geben imstande ist und wird mit dem Bewußtsein abreisen, noch mehr als gegeben empfangen zu haben: Motivation zur Fortsetzung des einmal eingeschlagenen politischen Weges.

Der Besuch einer CDS-Sitzung (den nach kubanischem Vorbild eingerichteten Stadtteil-Komitees zur Verteidigung des Sandinismus) stellt denn auch für viele europäische Nicaragua-Reisende den Höhepunkt ihrer Exkursion dar. Das gilt vor allem für Leute, denen es schon in ihrer Wohngemeinschaft in Berlin-Kreuzberg gelungen ist, die Küchendienstdiskurse gründlich zu ideologisieren und die nun hier gebannt den Debatten über die Probleme der basisdemokratischen Aufgabenteilung bei der Müllbeseitigung im Barrio lauschen. Zwar stehen diesem Besucher häufig die Sprachbarrieren im Wege, wenn er den Wunsch verspürt, hier seinerseits einen erhellenden Debattenbeitrag einzubringen. Dafür wird er aber zu Hause berichten können, bis an die Quellen der Revolution Nicaraguas vorgedrungen zu sein.

Konkret 07/87, S. 28

Klaus Pohl

Der Volkszähler kommt nicht

Eine Glosse

Ich habe sehr viel Kaffe eingekauft. Täglich rechne ich mit dem Besuch des Volkszählers. Ich bin mit dem Erhebungsbogen absolut nicht einverstanden. Ich habe nämlich noch gar keinen bekommen. Für die Bewirtung immerhin ist gesorgt. Ich will es gemütlich haben. Um nicht ganz unvorbereitet ins Rennen zu gehen, lege ich einen persönlichen Erhebungsbogen an. Ich finde nämlich – was man so hört – daß noch viel zu wenig gezählt wird.

Ich zähle alles, was in meiner Wohnung steht, hängt, liegt. Alles! Geschirr. Wie will die kommunale Verwaltung in das Jahr 2000 gehen, ohne genaue Zahlen über den Geschirrbestand. Plötzlich hat zum Beispiel der Kreis Meppen zuwenig Tassen. Tassen. 36. Sechsunddreißig Tassen besitze ich, davon Stück 2 leicht beschädigt. Eine ohne Henkel. Dient als Blümchenvase. Wenn die Kinder mal Löwenzahn... Gut. 5 große Teller, 7 weitere große Teller, 75 Unterteller, davon 3 aus Meißen – alte Erbschaft – einen Schuhlöffel, 4 Stühle Stahlrohr, drei Tagesdecken, 1 Fernsehapparat, drei Sessel, keine Couch, eine Liege. 2 Stühle aus Holz, Holzstühle, zwei Stühle aus Rohr, Rohrstühle. 1 Pfund Butter. 7 Eier slt. 12 Eier frisch. (Diese Angaben sind für die Planung da europäischen Agrarmarktes gedacht.) 1 Salami von Aldi, 1 Reclam-»Othello«, ein Othello gebunden, 5 Barbiepuppen, einen Beutel altes Brot für die Alsterenten, 25 Herrenunterhosen, davon 12 zerschlissen, un-trag-bar! I italienischen Anzug, für festliche Anlässe (z. B.: Literaturpreisverleihungen). 1 Schnellkochtopf... Und wie ich mich auf den Zähler freue... Vielleicht ist es sogar eine Zählerin? Das wär schön. Blond...Naja...Aber der Zähler oder die blonde Zählerin – wer' s auch immer sein mag – kommt nicht. Kommt einfach nicht. Als ob meine Freude nur zum Enttäuschen da wäre. Ich verstricke mich tiefer in das Chaos meiner Besitztümer. Die großen Sachen zuerst. Erst die großen Sachen! Du! Ein altes Auto, ein roter Trittroller, die Federballschläger, 5 harte, 3 halbharte, 16 weiche Holzbleistifte. .. 2 Augen, nochmals 2 Augen und ein Plastikvampirgebiß. Der Karnevals- und Scherzartikelbedarf. Mein Gott. Mehrere Paar Schuhe. Genau 29. Ich habe Kinder. Raumhöhe. Wo ist das Lineal. Die Raumhöhe ist wichtig. Für die Planung des Luftraums. Das Lineal ist weg. Ich schätze mal auf 3 Meter 20 den Laden. 5 Heizkörper. I Gesangbuch. Eine unvollständige Goetheausgabe. Das betrifft den Lesebedarf. 2 erloschene Sparbücher. Die auch? Die auch! 1 Locher. Also so geht das nicht. Wo bleibt der Zähler? (Mit einer Zählerin rechne ich jetzt schon lange nicht mehr. Das wäre zu viel der Freude...) Hat sich der Zähler am End' verlaufen? Stehe ich nicht im Melderegister? Bin ich gelöscht? Lebe ich vielleicht gar nicht mehr? Der Zähler kommt und kommt nicht. Klar. Ich bin eine Registerleiche. Der Arbeitsstättenbogen. Was produziere ich? Ist es verderblich? Repariere oder produziere ich mehr? Alles Fragen, die man sich als Schriftsteller gerne einmal beantworten will. Über die Frau! Über meine Frau müßten sie mich auch etwas fragen. Wie kommen Sie mit ihrer Gattin aus. Da könnte man doch mal loslegen. Und der kommunale Verwaltungsapparat könnte den Bedarf an Familienrichtern sehr viel präziser hochplanen. Wenn die im Statistischen Bundesamt erführen, von 365 Tagen an 298 Streit in 78°10 der bundesdeutschen Haushalte, dann dürfte im Jahre 1992 ein unwahrscheinlicher Scheidungsschub auf die Gerichte zurollen. Also. Ich zähle die Streitereien mit meiner Frau. Auch die mit meinen Kindern. Da werden vielleicht eines Tages wesentlich mehr Asyle gebraucht...

O mein Gott. Bei den Barbiepuppen habe ich mich verzählt. Es sind doch 6 und nicht 5! Und wehe, die merken, meine Angaben entsprechen nicht der Wahrscheinlichkeit. Dann kriegt man auch noch Ärger wg. Falschangaben. Der Reclam-Othello, stellt sich heraus, stammt aus einer Berliner Leihbibliothek. Scheiße. Ich verbrenne das Exemplar am Elbstrand. Besser ist besser. Und wer nichts zu verbergen hat, der kann sich getrost auch in die Unterhose fassen lassen... Religionszugehörigkeit: Geldgläubigkeit. Die Blumenstöcke auf dem Balkon.1 Oleander. Pilzkrank. Wenn sie alles wüßten, die Planungsbehörden, die Statistiker, wenn sie wirklich alles! alles wüßten. Wie Gott, der der liebe genannt wird. Dann könnten sie endlich das Paradies aufmachen. Ich meine: wieder-aufmachen. Das Paradies! In Bonn entworfen! Sie wüßten dann – weil im Paradies viel gelesen werden wird – daß im Jahre 2013 in den meisten Haushaltungen die Goetheausgabe zerlesen sein dürfte. Und Unseld könnte dann bereits im Jahre 2008 den Goethe anschieben und sich beizeiten in Korea nach günstigen Druckern umsehen. Der Weg zur Arbeit. Wohnungen. Rentenbedarfsgelder. Autostaubsauger. Lollipopp...Lollipopp! Natürlich. Es wird ja auch ausreichend Süßes im Paradies gebraucht. Oder: Weihnachtsbäume. Immer weniger Deutsche, immer weniger Weihnachtsbäume, Waldsterben also kein Problem mehr. Allerdings, einen Haken hat der \ nationale Schrumpfungsprozeß: wohin mit dem Strom? Immer mehr Strom bei immer weiter und weiter schrumpfender sich zankender Bevölkerung. Wieviel zertrümmerte Zähne in jedem deutschen Mund? Was wird an Zahnersatz gebraucht? Und die Schuhe ! Verdammt! Die Schuhe. Salamander geht China. Und wir? Warum keine einzige Frage nach dem Befinden? Wie fühlen Sie sich im Allgemeinen? Ohne Tabletten? Ohne Schnaps? Daraus läßt sich doch auch vieles ableiten, vorausplanen, einrichten. Wird mehr Schnaps gebraucht, um die nationale Stimmungslage auf dem gewünschten Level zu halten? Und andererseits, was sich so in den Medien andeutet, wenn der Westdeutsche tatsächlich immer zufriedener mit allem ist, dann könnte man getrost doch etwas ruhiger das Jahr 2000 ansteuern. Ich meine, in den Planungsstuben. Wenn der Westdeutsche alles macht, was er machen soll. Alles! Dann könnte man vielleicht sogar´n

dritten Weihnachtstag anhängen. Also warum keine Frage nach dem Befinden. Fühlen Sie sich 1, zwei oder mies? Man könnte ein nationales Stimmungsbild entwerfen, mit Kurven und allen Schikanen. 81% wirtschaftlich zufrieden. Von diesen 81% Rundumzufriedenen wählen 93% die Christlich Demokratische Union. Der Rest geht an die FDP. Man kann also in Bonn die SPD-Baracke schon jetzt einreißen und zum Beispiel einen schönen Bürgerpark anlegen mit dem Kanzler zum Anfassen. Nächste Frage. Welche Länder mögen Sie besonders? Da stellt sich mitmal heraus, daß die Türkei groß im Kommen ist. Und schon kann der Wienerwald am Bosporus 'n paar Grillhendlstationen aufmachen und der AA-Staatssäkretär Deppermann sich für den Bau von Autobahnen stark machen. Und dann haben die da unten auch was zu tun... Und – nicht zu vergessen – wie lang ist die Telephonschnur? Oder – auch eine hübsche Frage – : Was ist Ihr sehnlichster Wunsch? Bundesweit gestellt und erhoben kommt ganz gewiß etwas verblüffend Widersprüchliches heraus: 97% der an sich zufriedenen Bevölkerung wünscht sich einen 6er im Lotto, um verschwinden zu können. Also: einerseits zufrieden, andererseits der Traum vom Glück. Was in der DDR der Sprung über die Mauer ist bei uns der 6er. Ich schließe. Es wird viel zu wenig gezählt. Alle Westdeutschen wollen einen 6er haben. Warum werden trotz des steigenden Bedarfs nicht mehr 6er geliefert? Weil dieser Staat zu wenig zählt. Dieses Land, berühmt für seine Organisations- und Planungslust, fällt zunehmend von seinen besten Tugenden ab. Wir waren und wir sind eine Volksgemeinschaft. Und da gibt es nichts zu verbergen! Und da hat dieser Staat auch mal die verdammte Pflicht, sich am Riemen zu reißen und wirklich gründliche Erhebungen zu veranstalten. Wir alle warten darauf, uns bis zur letzten Faser preisgeben zu dürfen. Der Staat soll alles erfahren. Schließlich erfahren wir ja auch einiges von ihm. Na hören Sie mal. Und hat dieser Staat nicht immer großartig zu planen gewußt? Man kann sich seine Herkunft eben nicht aussuchen. Und daraus entlassen wird uns nichts, es sei denn der Weltuntergang. Aber der – abgesehen von der Tatsache, daß er so wie so am 31. Mai stattfindet – ist eine Erfindung kettenrauchender, defätistischer Umverteiler, wirrer Pinscher und Astelix- und Oberixfreaks. Also! Weiter Freunde. Zählt. Zählt! Und vergeßt mir keinen, so wie mich. Auf uns wartet das Paradies.

Konkret 07/87, S. 30

Magazin

MITROPOLITANE DISKRIMINIERUNG

Im westberliner »Metropol«, Disco und Veranstaltungssaal zugleich, ist jetzt ziemlich stiekum ein Veranstaltungsangebot gestorben, das neun Jahre bestanden hatte Gemeinsamer montaglicher Schwoof von Behinderten und Nichtbehinderten. Jetzt setzte die Disco die Behinderten an die Luft. Begründung angeblich »massive Probleme durch sozialgestörte Randgruppen, was zu ständigen Sachbeschädigungen führte«. Wahrscheinlicher ist eher, daß die jung-dynamischen Rentner in ihren Zweireihern einfach den Anblick nicht vertragen konnten. Wo sie selbst doch so schön sind.

SEXISTISCHE MATHEMATIK

Die Welt ist noch in Ordnung: Aktive Jungen und Männer, berufstätig und wissenschaftlich-technisch interessiert und begabt; dagegen passive Mädchen und Frauen, sie beschäftigen sich vor ollem mit Küche, Einkauf von Lebensmitteln, Wäsche, Kindern und untergeordnet Diensten. Die Zeitschrift »Pädagogik heute« hat in ihrer März-Ausgabe die Darstellung von Handlungen, sozialer Stellung und Familienbeziehungen der Frauen in neuen Mathematikbüchern untersucht. Es sind vor allem Nichtdarstellungen. Wenn Frauen sich versehentlich in die Schulbücher verirren, dann nur als Randfiguren des Lebens – braves, klavierspielendes Mädchen, nichtberufstätige Mutter, und die noch meist in Begleitung des Mannes oder der Familie, wobei er das Geld in der Tasche und somit die wirtschaftliche Macht hat. Alle untersuchten Bücher zeichnen ein Rollenbild, das noch nicht einmal den erreichten Grad weiblicher Emanzipation realistisch wiedergibt.

RADIKAIAUER

Von Winfried Thomsen

Warum Volkszählung? Weil es für Gesetzesverstöße keinen Rechtsschutz gibt, so daß Lambsdorff in die Bundeskasse griff, weshalb Stoltenberg jetzt einfach diese Bußgelder braucht. Darum.

Kohl will die Justiz früher oder später, am liebsten aber gleich schalten.

Das Recht ist Kohl gleich, wenn nur die Justiz gleich ihm ist.

Reagans Terrordiagnose: Immer Libyen auf den ersten Blick.

Kohl liebt die Sänger: Sie kämpfen für die deutsche Liedervereinigung.

Du sollst keine Nummer abschneiden? Aha, Keuschheit fällt unter Sachbeschädigung.

ZUCKER & MAIS & COLA

Coca und Pepsi stellen ihre Cola nicht mehr mit Rohrzucker, sondern mit Maissirup her. Mitschuld am Kollaps der philippinischen Zuckerwirtschaft (1985/86) wirft deshalb die Gewerkschaft »National Federation of Sugar Workers« den US-amerikanischen Getränkeherstellern vor. Tausende von Zuckerrohrarbeitern sind seitdem arbeitslos. Denn die Philippinen, die bisher dank eines Handelsabkommens den Zucker zum Fixpreis von 20 Cent pro Pfund an die USA verkaufen konnten, sind nun vom Weltmarktpreis abhängig. Und der liegt heute teilweise unter 4 Cent pro Pfund, während allein die Herstellung zwischen 11 und 13 Cent kostet.

WANZEN IN VIETNAM

Die Zeiten haben sich geändert, der Feind auch. Und nicht zuletzt die Temperaturen in Vietnam. Hieß der Feind vor zwanzig Jahren nach USA, heißt er heute Reiswanze. Mußte Vietnam einst Herbizide über sich ergehen lassen, in diesen Tagen werden dringend Insektizide benötigt. 90 Prozent der Reisfelder in den Hauptanbaugebieten sind von dem Insekt befallen. Der ungewöhnlich warme Winter 86/87 hat die Überlebenschancen der Larven sowie die rasante Vermehrung begünstigt. Und da das Ausland nicht mehr so spendefreudig ist wie einst, hat das Landwirtschaftsministerium zigtausende Frauen, Männer und Schulkinder mobilisiert, die mit Fangnetzen die Reisfelder durchkämmen. Es ist ein aussichtsloser Kampf Nicht nur die Frühjahrsernte, sondern auch die Sommerernte ist bedroht und damit die Ernährung der vietnamesischen Bevölkerung.

BASF SPRINGT EIN

Seit dem freilich äußerst fragwürdigen Rückzug des Computerkonzerns IBM aus Südafrika (siehe KONKRET 1/87 vermarktet der Chemiekonzern BASF mit zunehmendem Erfolg Computer des japanischen Produzenten Hitachi unter seinem Namen in Südafrika. 1986 setzte BASF doppelt so viel Großrechner ab wie im Vorjahr. Hauptabnehmer der Anlagen ist die südafrikanische Firma Persetel Ltd., die 1979 gegründet wurde und Teil einer Firmengruppe ist, die Waffen und Waffenteile an Südafrikas Streitkrähe liefert.

KAUFHOF

Nach einer Meldung des Informationsdienstes »blick noch rechts« offeriert der Kaufhof in Stuttgart neben alten Bibeln und anderen bibliophilen Kostbarkeiten »seinen Kunden auch Nazi-Literatur. Hans Grimms Buch 'Volk ohne Raum' steht im Angebot der Antiquariats-Abteilung des Kaufhof-Konzerns.«

KANAKIEN UND TEGEL BLEIBEN FRANZÖSISCH

In der UNO hat sich die Bundesrepublik gegen die Entkolonialisierung Neu-Kaledoniens (von den Bewohnern Kanakien genannt) entschieden. Frankreich soll, so wußte die Grüne Europa-Abgeordnete Dorothee Piermont zu berichten, damit »gedroht« haben, bei einem anderen Votum Bonns, die französischen Truppen aus Berlin-West abzuziehen. Das wär doch was gewesen.

UMRÜSTUNG

Pazifisten haben – so jedenfalls berichtete dpa – aus einem Depot der niederländischen Armee in Ede Medikamente, medizinische Apparate und Fernmeldegeräte gestohlen. Verwendungszweck Ausrüstung von Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt.

POSTER

Karl-Heinz Hansen, unermüdlicher Sammler für Nicaragua, hat ein großformatiges Poster (DIN-A- 1) mit dem Fried-Gedicht »Wo liegt Nicaragua?« produzieren lassen. Das dreifarbige Poster, dessen Verkaufserlös für die Kampagne »Nicaragua muß überleben« bestimmt ist, kann zum Preise von 7,50 DM bezogen werden über Karl-Heinz Hansen, c/o Die Friedensliste, Baumschulallee 2a, 5300 Bonn, 0228/63 43 44.

DICKE BACKEN

Ziemlich witzig nimmt sich der Versuch der US-amerikanischen Regierung aus, gewaltige Strafzölle auf eine Reihe elektronischer Produkte aus Japan zu erheben, wenn man die folgenden Zeilen aus der US-amerikanischen Zeitschrift »U.S. News & World Report« über die sinkende Konkurrenzkraft der USA auf den internationalen Märkten liest

»'Made in America' ist keine Garantie mehr für Qualität. Alan Greenspan, ein New Yorker Wirtschaftler und ehemaliger Berater im Weißen Haus, sagt 'Wir sind noch die Nummer eins, aber wir sind ein, zwei Stufen abgestiegen – ein noch tieferer Fall wird befürchtet.' Gründe für derartige Sorgen finden sich überall

•

Der Anteil der Importe an den in den USA angebotenen Waren und Dienstleistungen beträgt heute 13,6 Prozent im Vergleich zu 10,6 Prozent vor fünf Jahren.

•

1981 hatten die USA noch einen Anteil von fast 43 Prozent am Computerexport der Welt. Bis 1985 hatte er sich bereits auf etwas über 34 Prozent verringert.

•

Obwohl die amerikanischen Arbeiter 1985 pro Stunde im Durchschnitt doppelt soviel verdienten wie ihre japanischen Kollegen, brauchen die Japaner für die Fertigung eines Autos nur 80 bis 100 Stunden, die amerikanischen Autofirmen dagegen 150 bis 16O Stunden.

•

Wertmäßig werden mehr als 70 Prozent der Bauelemente eines IBM-Personalcomputers in Japan und Singapur hergestellt.

•

Infolge der führenden Position Japans bei der Produktion von Halbleiterchips mit einem Anteil am Weltexport von nunmehr 47 Prozent ergibt sich die Möglichkeit, daß das Pentagon eines Tages nicht mehr in der Lage sein wird, die für Waffen benötigten Chips von amerikanischen Firmen zu beziehen.«

So zahnlos ist der Kläffer aus dem Weißen Haus.

HILFE AUF BUNDESDEUTSCH

Menschenrechtsverletzungen sind in Guatemala trotz Machtübergabe der Militärs an den leicht zivilen Präsidenten Cerezo an der Tagesordnung – vor allem die indianische Zwei-Drittel-Mehrheit der Bevölkerung wird unterdrückt. Aber das irritiert die Bonner Entwicklungshelfer nicht weiter Sie liefern der guatemaltekischen Nationalpolizei Fahrzeuge und Ausbildungsmaterial und lassen 30 Polizisten zur Fortbildung in die BRD kommen. Im Austausch dürfen zwei bundesdeutsche Fachleute für einige Monate zur Einweisung nach Guatemala reisen. Rund zehn Millionen Mark macht Bonn für die Repression locker.

KRIEGSSCHULE

Im November 1986 hatte die Leitung der Deutschen Schule zu Johannesburg (DSJ) ihre Registrierung als südafrikanische Privatschule beantragt. Seit dem 1. März besitzt sie sie – und dazu einen Finanzzuschuß der Regierung in Pretoria in Höhe von rund einer halben Million DM; 60 Prozent des Schuletats trugt die Bundesregierung in Bonn. Mit dieser Registrierung gelten für die DSJ die Lehrpläne Südafrikas für »weiße« Schulen. Und diese sehen neben zwei Wochenstunden »Bibelerziehung« auch ab dem 8. Schuljahr zwei Stunden »Kadettenausbildung/körperliche Aktivitäten« und eine Stunde »moralische Bereitschaft« vor Exerzieren und Unterweisung in Rangabzeichen der südafrikanischen Armee.

Wehrpflichtige Weiße werden in den Townships eingesetzt und ein Gesetz macht ausländische Kinder automatisch zu südafrikanischen Bürgern, wenn sie 15 1/2 Jahre alt und länger als fünf Jahre im Lande sind. Vom Erziehungsministerium der Transvaal-Provinz sind mehrere Notstandspläne erarbeitet worden, die sich mit der »Selbstverteidigung« weißer Schulen bei Guerillaüberfällen befassen und Patrouillendienst von Lehrern an »kritischen Tagen« sowie Eltern und Lehrerschaft zur aktiven Beteiligung anhalten – einschließlich Waffentragens und -gebrauchs.

HERR PAPST IST PLEITE

Der Vatikan, der das vergangene Haushaltsjahr voraussichtlich mit einem Defizit von umgerechnet rund 101 Mill. DM abschließen wird, hat für 1987 ein Einfrieren der Ausgaben angeordnet. Das Defizit für 1986 konnte trotz eines Sparprogramms nicht vermieden werden. Den größten Ausgabenposten machten die Personalausgaben aus.

REINE WERBUNG

In der indischen Fernsehwerbung dürfen Frauen nicht mehr in diskriminierender Weise dargestellt werden. Eine entsprechende Anweisung hat die Regierung der staatlichen Fernsehanstalt erteilt. Die Vorschrift gehört zu einem 33 Punkte umfassenden Maßnahmenkatalog für die Werbebranche. Diesem Katalog zufolge darf die Werbung auch keine Gewalt mehr zeigen. Ein Werbeverbot gilt auch für ausländische Produkte, Geldverleiher, Schmuckhändler,

Heiratsvermittler. Aber Witwen werden weiter verbrannt.

ATOMMÜLL STATT KRIBBELWASSER

Nachdem in einigen Regionen Frankreichs schon die geologischen Untersuchungen am Widerstand der Bevölkerung gescheitert waren, haben die französischen Atomkraftwerker endlich einen Standort für die größte Atommülldeponie Europas gefunden. Eine Million Kubikmeter Atommüll sollen nun in Soulaines (Champagne) endgelagert werden, nachdem man während der zweijährigen Untersuchungen genug Zeit gehabt hat festzustellen, daß sich in dieser Region nur wenig Widerstand regt. In der ärmlichen Gegend, wo früher auch schon mal mehr Schampus produziert wurde, sind selbst grundsätzliche Gegner des Deponieprojekts dem Atommüll gegenüber aufgeschlossener geworden. Die Armut der Gemeinden und eine bis zu 25prozentige Arbeitslosigkeit sowie die in Aussicht gestellten Arbeitsplätze haben so manchen kritischen Gemeindevorsteher zu der behördlich gewünschten Einsicht gebracht, daß man auch nicht starrköpfig sein müsse.

GANZ DIE ALTEN

Das sind sie, die Veteranen der Lincoln-Brigade, die vor 50 Jahren gegründet wurde, um in Spanien gegen die Franco-Diktatur zu kämpfen Erst vergangenes Jahr hatten sie durch Sammlungen das Geld für zehn Sanitätsfahrzeuge aufgebracht, die dem nicaraguanischen Gesundheitswesen zur Verfügung gestellt wurden . Jetzt haben die Veteranen auf einer Veranstaltung aus Anlaß des 50. Jahrestages der Gründung der Brigade zur verstärkten Unterstützung für die Sandinisten aufgerufen. Ein weiteres Ambulanzfahrzeug für die Nicaraguaner soll folgen.

ZWEIFEL AM TOD VON MENGELE

»Persönliche Zweifel« am angeblichen Tod des ehemaligen Lagerarztes des Konzentrationslagers Auschwitz, Dr. Josef Mengele, hat der Leitende Oberstaatsanwalt Alfred Streim geäußert, der Chef der mit der Verfolgung von Naziverbrechen befaßten »Zentralstelle der Länderjustizverwaltungen« der Bundesrepublik Deutschland in Ludwigsburg ist. Der Jurist wörtlich »Ich persönlich bezweifle den angeblichen Tod des Dr. Josef Mengele noch immer, weil verschiedene Umstände dagegen sprechen. Vor allem die Familienangehörigen des ehemaligen KZ-Arztes, die in Günzburg (Bayern) eine Landmaschinenfabrik betreiben, waren durch die Verfolgung von Mengele ständigen Unannehmlichkeiten und Belästigungen, beispielsweise durch die Presse, ausgesetzt. Es wäre daher eine naheliegende Selbstverständlichkeit gewesen, wenn sie die Behörden unseres Landes bei dem Bekanntwerden seines angeblichen Todes als Folge eines Badeunfalls im Februar 1979 in der brasilianischen Stadt Bertioga sofort davon verständigt hätten.«

Wie zudem bekannt wurde, ist mit Liselotte Bossert eine Haupt-Zeugin des angeblichen Mengele-Todes überraschend erneut von der brasilianischen Bundespolizei vernommen worden. Frau Bossert hatte Anfang Februar 1979 den Polizeibehörden der brasilianischen Stadt Bertioga den angeblichen Tod des weltweit gesuchten Massenmörders Mengele angezeigt, den sie unter dem Namen Wolfgang Gerhard gekannt haben will. Der Frankfurter Leitende Oberstaatsanwalt Harald Klein, der in der BRD die Ermittlungen gegen den jetzt 76 Jahre alten Mengele leitet, bestritt, daß Frau Bossert bei ihrer erneuten Vernehmung erklärt habe, sich »in der Person des in Embu beigesetzten Toten 1979 und 1985 geirrt zu haben«. Diese Erklärung wies der Journalist Ben Abraham entrüstet als »Riesen-Skondal« zurück. Er verfüge über die Video-Aufzeichnung eines Interviews, das Frau Bossert nach ihrer Vernehmung vor dem Polizeipräsidium dem brasilianischen Fernsehen gegeben habe. Ben Abraham zufolge hat Liselotte Bossert in diesem Interview wörtlich erklärt »Ich kann mich mit dem Namen und bei der Identifizierung des Toten von Bertioga auch geirrt haben«.

Ben Abraham hat bereits 1986 dokumentiert, daß der Tote von Embu nicht Mengele gewesen sein kann. Einerseits sei das zusammengefügte Skelett aus dem Grab 321 TPV einen Zentimeter größer gewesen, als die in der Personalakte des SS»Rasse- und Siedlungshauptamtes« 1938 dokumentierte Körpergröße des damals 27jährigen Dr. Mengele. Ferner ist bei dem Skelett von Embu ein Bruch des rechten Oberschenkels festgestellt worden – eine Verletzung, die der Massenmörder nachweisbar nie erlitten hat.

Darüber hinaus hat die in Sao Paulo praktizierende Zahnärztin Maria Helena Bueno Vieira de Castro den brasilianischen Polizeibehörden bereits am 26. Juni 1985 die Röntgenaufnahme des Gebisses eines von ihr von Februar bis April 1979 behandelten Patienten namens »Pedro Miller« übergeben. Die Zahnärztin sah sich dazu veranlaßt, weil sie ihren Patienten anhand der in der Presse veröffentlichten Mengele-Fotos wiedererkannt hatte. Nach Berichten der Presse von Sao Paulo stimmt das auf der Röntgenaufnahme sichtbare Zahnschema mit dem der SS-Personalakte von Mengele überein, der nach den Angaben von Liselotte Bossert ja bereits Anfang Februar 1979 ertrunken sein sollte. Auch die gegenüber der

Zahnärztin von ihrem Patienten angegebene Anschrift Portugal Avenue 676 in Sao Paulo stellte sich als falsch heraus Das in der Nachbarschaft des Bossert'schen Hauses gelegene Haus war bereits Anfang 1979 abgerissen worden. Schließlich konnte Ben Abraham auch ermitteln, daß Wolfgang Gerhard, unter dessen Namen die Bosserts den Toten von Bertioga im Februar 1979 beerdigen ließen, ein 1946 noch Brasilien geflüchteter ehemaliger Funktionär der Hitlerjugend und bereits 1972 in seine österreichische Heimatstadt Graz zurückgekehrt war, wo er am 15. Dezember 1978 unter bislang ungeklärten Umständen verstorben ist.

FRAUEN SIND IN

Yuppies allein bringen es nicht Die US-amerikanische Automobilkonzerne haben zusammen mit ihren Werbeagenturen herausgefunden, daß die eine Hälfte der Menschheit nicht weiter als potentielle Käufer von Autos ignoriert werden kann. Seit Beginn des Jahres tauchen vermehrt in den Anzeigen der US-amerikanischen Automobilindustrie jene selbständigen, emanzipierten, berufstätigen, tüchtigen Wesen mit immer wehenden Haaren auf, die sich ihren Platz in den höheren Etagen der Geschäftswelt erobert haben – oder zumindest davon ausgehen, daß sie es demnächst schaffen werden. Sie räkeln sich nicht mehr wie einstens arschig und tittig auf den langgestreckten Kühlerhauben – ach, wie unfein – , sondern brausen selbst von einem Termin zum anderen mit ihren Schlitten. Die Ausbeutung der Emanzipation kennt keine Grenzen.

SCHÖNE VERHÄLTNISSE

Über 8000 Menschen haben sich um 600 Arbeitsplatze beworben, die der britische Automobilbetrieb Land Rover in Solihull in den West Midlands angeboten hatte. In der Region sind gegenwärtig 16 Prozent der erwerbsfähigen Einwohner ohne Arbeit, in manchen Gebieten sogar 30 Prozent.

NEUER REKORD

1838 Verurteilte befinden sich derzeit in den Todeszellen der Gefängnisse in den USA. 40 Prozent sind Schwarze. In den 37 Bundesstaaten, in denen die Todesstrafe beibehalten oder wieder eingeführt wurde, erfolgten in den vergangenen zehn Jahren mehr als 60 Hinrichtungen. Unter den Exekutierten und Todeskandidaten befanden sich auch geistig Behinderte sowie Minderjährige. In diesem Jahrhundert fielen in den USA 23 zum Tode verurteilte Menschen eindeutig Justizirrtümern zum Opfer.

BAHNSTEIGKANTE

Wer sich auf bundesdeutschen Bahnhöfen rumtreibt, ist ungefragt immer auch Laiendarsteller auf den Videobändern der Bahn. Gegen dieses Aufzeichnen aller Personen, die von den installierten Kameras erfaßt werden, haben Datenschützer grundsätzliche Bedenken geäußert. Die so erhobenen und festgehaltenen personenbezogenen Daten verletzten das informelle Selbstbestimmungsrecht der Betroffenen, sagen sie. Die Bundesbahn meint dagegen, daß die zur Überwachung technischer Anlagen installierten Videogeräte auch bei der Bekämpfung von Verbrechen von Nutzen sei. Die Aufzeichnungen wurden im übrigen nach Abschluß der Strafverfahren gelöscht. Das beruhigt uns sehr.

ENDLICH: EINE PARTY

Na, wenigstens das hat geklappt: Nachdem im vergangenen Jahr Zum Entsetzen vieler in der Frankfurter Alten Oper 600 Frauen für eine Unkostenbeteiligung für mindestens 390 Mark an dem Fest der 1000 Frauen teilgenommen hatten, das irgendetwas mit Judy Chicagos Enviroment »The Dinner Party« hätte zu tun haben sollen, ist jetzt das Werk selbst für einige Wochen in der Schirn in Frankfurt zu sehen gewesen Auf einem gleichseitigen und gleichschenkligen Dreieck aus Porzellankacheln, die mit den Namen von 999 herausragenden Frauen beschriftet sind, steht ein Tischdreieck – Seitenlänge 14 Meter – mit jeweils dreizehn Gedecken auf einer Seite = 39 Gedecken mit Tellerchen, Tischläufer, Kelch und Besteck. Jedes Gedeck ist einer bedeutsamen Frau zugeordnet. Und kaum stand das Werk da, in Frankfurt, stellten sich die Interpreten ein und hechelten der Frage nach Wer ist der beste Feminist? Wer ist die beste Feministin? »Klitoris-Kitsch oder Frauenkunst? (taz) Im »Pflasterstrand« langte Silvia Bovenschen zu »Warum lieben so viele die 'Dinner Party'? Vielen, vor allem Frauen, gefällt sie, weil solch feministischer Nippes Größe ohne Aufwand verheißt (Göttinenähnlichkeit); vielen, vor allem Männern, ist die Reduktion des Weiblichen auf das Geschlechtliche so angenehm vertraut, ganz abgesehen davon, daß dieser Vaginal-Kitsch dem Feminismus eine so beruhigende Harmlosigkeit gibt. (...) Kunstreich an

dem Projekt vor allem die Immunisierung gegen jede Kritik. Kommt sie von einem Mann, so setzt man ihn einfach dem Verdacht der Mysogenie aus. Kommt sie von einer Frau, so gilt diese bereits als patriarchal korrumpiert. Kommt sie von der Kunstkritik, so werden entweder die Kriterien der Kunstkritik geschlechtsspezifisch in Frage gestellt ader es wird – wenn es ganz schlimm kommt – der Kunstanspruch vorübergehend zugunsten einer vermeintlichen kulturpolitischen Bedeutung zurückgenommen. Wird aber der Kunstcharakter von Seiten der Kritik bezweifelt, so ist das wiederum eine mysogyne Sauerei.« Wer wissen will, was »The Dinner Party« ist, dem bleibt der bei Athenäum erschienene Katalog, der 192 Seiten hat, viele Abbildungen, viel Text und einen gescheiten Aufsatz von Gislind Nabakowski mit dem schönen Titel »Zum Streit um die ' Dinner Party' – oder Marketing ist, wenn man Hühnern die Füße platt klopft und sie als Enten verkauft.« Der Preis des Bandes 39,80 DM.

REISEZEIT

Für alle, die nicht Balkonien als Reiseziel in diesem Sommer angeben, noch ein nützliches Buch fürs Täschchen Ueli Mäders »Vom Kolonialismus zum Tourismus – Von der Freizeit zur Freiheit« (rotpunktverlag Zürich, 216 Seiten, zahlreiche Abbildungen, 20,- DM). Der Band ist zwar ein bißchen schweizlastig, aber nachts sind, ob nun Mallorca, Fuertoventura, Biarritz oder Hvide Strand die Fremden eh alle blau; die einen aufgeklärter, die anderen weniger.

SANDINO

»Wallraffiade« ist ganz verkehrt. Miguel Littin, der exilierte Chilene, war tatsächlich in Chile, um dort seinen Film »Acta general de Chile« zu drehen. Und auch bei seinem nächsten Projekt ist schon vorher klar, auf welcher Seite er steht. Nachdem er vor einigen wenigen Jahren in Nicaragua mit kubanischer und mexikanischer Hilfe »Alsino und der Condor« gedreht hatte, soll jetzt im Rahmen einer nicaraguanisch-spanischen Koproduktion das Leben und der Kampf Augusto Cesar Sandinos (1895-1934) Gegenstand eines Filmes sein.

PLÖTZLICH

Erst jetzt, nachdem Wole Soyinka den Literaturnobelpreis erhalten hat, wächst auch außerhalb des afrikanischen Kontinents das Interesse an seinem Werk und vor allem an seinen Dramen. In New York setzt er selbst sein Stück »Death and the King's Horseman« in Szene. Interesse, eines seiner Stücke zu spielen, besteht nun auch in der BRD, in der Schweiz und in Frankreich. Zudem ist vorgesehen, daß all seine Stücke auf Deutsch entweder im Henschelverlag in Berlin (DDR) ader im Ammon Verlag in Zürich herauskommen.

ARAGON

Ist das nicht schön: Gerade erst erscheint im deutsch-demokratischen Verlag Volk und Welt Louis Aragons »Pariser Landleben« (244 Seiten 9,80 Mark) aus dem Jahre 1926, da knallt die westberliner Edition Tiamat Aragons »Abhandlung über den Stil« (l74 Seiten, 29,80 Mark) aus dem Jahre 1928 auf die Theken der Buchhandlungen. Beides Bände, die der surrealistischen Phase Aragons zuzuordnen sind, beides Werke, mit denen der spätere Parteigänger der Kommunisten einige Mühe hatte. Er hat sich ein bißchen schämen müssen. Erst 1968 tauchte die »Abhandlung über den Stil« in Frankreich in einem Raubdruck wieder auf, ein Jahr später erschien bei Rogner & Bernhard die deutsche Ausgabe des »Pariser Landlebens« und schließlich jetzt, fast 60 Jahre nach der Erstveröffentlichung und 20 Jahre noch der Wiederentdeckung eine deutsche Übersetzung des »Surrealistischen Traktats« über den Stil, dieses Bandes voller Bosheiten und Abrechnungen, voller Polemik und Ungerechtigkeiten. Wie diese etwa »Ich behaupte also, daß es möglich ist, einem Journalisten die Hand zu geben. Unter bestimmten Bedingungen, versteht sich. Man muß sich hinterher waschen. Und zwar nicht nur die verseuchte Hand, sondern den ganzen Körper, besonders die Geschlechtsteile, da man noch sehr wenig darüber weiß, wie ein Journalist seine Opfer ansteckt, und da es nicht klar ist, ob er nicht aus allen Poren der Haut oder der Kleidung eine Art flüchtiges und besonders ekelhaftes Gift ausscheidet, das die außerordentliche Fähigkeit besitzt, sich selbst in den durch Sitte und Anstand verborgenen Beugefalten anzusiedeln.«

TEXTLISTE

Alle kennen die Schlußszene: Alle im Motorboot, Sugar und Joe auf den Hintersitzen, Jerry und Osgood vorn. Osgood ist happy, Jerry schon ein bißchen sehr verzweifelt »Ich kann keine Kinder kriegen«. Osgood »Wir werden welche

adoptieren«. Jerry »Du verstehst immer noch nicht! (Er reißt sich die Perücke vom Kopf; spricht mit seiner Männerstimme.) »Ich bin ein M a n n!« Osgood »Na und? ... niemand ist perfekt.« Schluß. Aus. Ende. Im Kino. Im Drehbuch, das jetzt der Europaverlag (172 Seiten, Bilder, 36,- DM) zum Auftakt einer Reihe »Die Filme von Billy Wilder« herausgegeben hat, gibt es noch ein kleines Schwänzchen, das unsichtbar bleiben mußte **»Jerry sieht Osgood an, der übers ganze Gesicht grinst. Schlägt sich mit der Hand auf die Stirn. Wie wird er sich aus dieser Situation herauswinden? Aber das ist eine andere Geschichte. . . und wir sind uns nicht sicher, *ob* das *Publikum* dafür schon reif ist. A u s b l e n d e n.«**

NO COMPRENDO

Der Schallplattenherstellungsvertrieb »Virgin« auf einem Werbeblatt für die Gruppe »Les Ritas Mitsouko«: »1968 hat Jean-Luc Godard, der große Regisseur des experimentellen Realismus, Aufnahmearbeiten der Stones für das außergewöhnliche Zeitdokument 'One plus One' filmisch verarbeitet. 1986 filmte Godard Rita Mitsouko bei den Aufnahmen zu 'The No Comprendo'. Wenigstens alle zwanzig Jahre passiert in der Rockszene etwas, das es lohnt festzuhalten.«

Wen oder was oder wie oder warum? Was?

EICHMANN

Am 1. Dezember 1961 verkündete der Vorsitzende Richter des Bezirksgerichts Jerusalem das Urteil Tod. Ein halbes Jahr später, am 31. Mai 1962, wurde Adolf Eichmann gehängt, seine Leiche verbrannt und die Asche verstreut. Jetzt legt der Athenäum Verlog erstmals überhaupt in vollem Wortlaut das Urteil des Eichmann-Prozesses vor »Schuldig – Das Urteil gegen Adolf Eichmann« (herausgegeben von Avner W. Less, 336 Seiten, 39,80 DM). Kein Band allein für Juristen.

BIEDERTÄTER

Als Band 4 der »Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik« ist jetzt bei Rotbuch der Band »Biedermann und Schreibtischtäter – Materialien zur deutschen Täter Biographie« (208 Seiten, Abbildungen, 24,- DM) erschienen. Er enthält das Posener Tagebuch des Anatomen Hermann Voß (erläutert von Götz Aly), eine Auswahl der Briefe des Friedrich Mennecke, eines Euthanasie-Arztes (eingeleitet von Peter Chroust) und das Kriegstagebuch von Otto Bräutigam (eingeleitet und kommentiert von H. D. Heilmann). Die Dokumente dieser intellektuellen Elite im NS-Staat sind von jener Redlichkeit und Aufrichtigkeit, die sie als antizipationsfähige Schreibtischtäter, jenseits ihrer Taten, nur selten so offen an den Tag legten. Aber im privaten Bereich, in Tagebüchern und Briefen, da zeigten sie sich unverblümt als Herrenmenschen, die nicht nur wußten, was sie taten, sondern auch damit einverstanden waren.

NIKIS NANAS

Jetzt, da sie ein reichlich braves Büchlein gegen AIDS gemacht hat (Bucher hat die deutsche Ausgabe verlegt) und sie ein bißchen wie eine immer noch leicht überkandidelte Mutti angesehen werden kann und nicht mehr als eine aggressiv-schöne Hexe, die sie ohne Zweifel einmal war, nun gibt es auch hierzulande schöne große Ausstellungen – vor kurzem noch in München – und ebenso schöne große farbenprächtige Bücher (Prestel, 160 Seiten, zahlreiche Abbildungen, 58, – DM) über Niki de Saint Phalle, die tatsächlich so heißt. Nun werden wohl die Nanas in Hannover, die schon lange Zeit einen neuen Anstrich brauchten, auch bald wieder knall-grell strahlen, und vielleicht wird es trotz des Rummels so werden, wie es 1965 bei der ersten Nana-Ausstellung von einem Mann niedergeschrieben worden war: Die Nanas »werden an dem einzigen Strand sitzen, der nicht radioaktiv verseucht ist, und sich die Lippen rot anmalen, die Augen schwarz und die Nägel grün; sie werden sich schminken wie die Indianer vom Amazonas, die ihre Körper bemalen. Sie werden Tierhäute anziehen wie in der Höhlenzeit und wie heute Niki de Saint Phalle, die sich eine Boa um den Hals legt und in einen Mantel aus Affenpelz schlüpft. Sie werden ihre Morgengymnastik machen, um ihre Hüften fest und den Busen straff zu halten, dabei plötzlich innehalten, um ihren großen Zeh zu polieren. In dem Sand des Ufers werden unsere Knochen zu Staub zermahlen sein, und meine Herren, in dem Rauschen der Wellen, die ans Ufer schlagen, unser Applaus.«

So wird es sein? So?

BUCHFESTIVAL

Vom 20. bis 26. Juli 1987 findet in Nicaragua das erste internationale Buchfestival statt. Das Projekt, geboren in einem Gespräch zwischen Kulturminister Ernesto Cardenal und Messedirektor Peter Weidhaas während der Frankfurter Buchmesse '85, reflektiert die Entwicklung des nicaraguanischen Verlagswesens seit dem Sturz der Diktatur Somozas. Während es vor 1979 keinen einzigen Verlag in Nicaragua gab, hat sich seither ein dynamischer Verlags- und Buchhandelsbetrieb auf der Grundlage der Alphabetisierungskampagne aus dem Jahre 1980 entwickelt. Den Nicaraguanern ist klar, daß das Festival vor allem für die lateinamerikanischen Verlage interessant sein wird, die dort entweder direkt verkaufen oder Lieferverträge zwischen einzelnen Ländern vereinbaren. So ist denn auch die Diskussion neuer Konzepte des Buchvertriebs, die ohne den Umweg über den Dollar auskommen, eines der wichtigen Themen des Programms für diese Verlage.

Das kulturelle Programm zählt auf die Beteiligung von Gabriel Garcia Márquez, Mario Benedetti, Friedrich Dürrenmatt, Harald Pinter, Rafael Alberti, Eduardo Galeano und einer Reihe weiterer renommierter Autoren . Dietmar Schönherr, der seit rund einem Jahr den Aufbau eines Kulturzentrums »Casa de los Tres Mundos« in der nicaraguanischen Stadt Granada betreibt, wird mit einer Reihe von Musikern nach Nicaragua reisen, u. a. Konstantin Wecker und Wolfgang Niedecken mit der Gruppe BAP. Die Musiker werden in Managua mit Luis Enrique Mejra Godoy, Silvio Rodriguez aus Cuba und Chico Buarque aus Brasilien auftreten. In der Gesamtheit mithin ein Kulturfestival, das weit über den literarischen Bereich im engeren Sinne hinausgeht.

BEDROHUNG

Die Münchner Verleihgenossenschaft, deren Ableben auch in KONKRET bereits gemeldet worden war, macht nun doch weiter. Nach dem Film »Spaltprozesse« von Bertram Verhaag und Claus Striegel offeriert der Filmverleih in Zusammenarbeit mit der zürcher Filmcooperative jetzt Stefan Jaris »Bedrohung«, der in eindringlicher und unspektakulärer Weise die Auswirkungen der nuklearen Katastrophe von Tschernobyl auf die rentierzüchtenden Lappen im Norden Schwedens zeigt. Der Film des schwedischen Filmemachers, der seit Ende der sechziger Jahre zu den wichtigsten Dokumentarfilmern Europas gehört, war hierzulande nur auf dem Internationalen Forum des Jungen Films in diesem Jahr in Westberlin zu sehen gewesen. Der Film (16mm und 35mm) kann bei der Verleihgenossenschaft der Filmemacher, Alfonsstraße 1, 8000 München 19, Telefon 089/18 10 97, ausgeliehen werden.

EXIL

Bernhard Lenort und Marin Turina haben 1986 in Westberlin Asylbewerber und in der Flüchtlingsarbeit Engagierte befragt und die Antworten in einer Videodokumentation zusammengestellt. Der Film »Exil« (U-Matic Lowbond, 81 Min., Berlin 86/87) versucht, das herrschende Asylrecht und das Leben der Flüchtlinge in Westberlin darzustellen. Informationen Medienoperative Potsdamer Straße 96, 1 Berlin West 30

RAPHAEL

Auch seitdem der Qumran Verlag nicht mehr Frankfurt und Paris als Verlagsadressen angeben kann, sondern – nun nur noch Edition innerhalb des Campus Verlages – mit Frankfurt und New York vorlieb nehmen muß: die von Hans-Jürgen Heinrichs begonnene Max-Raphael-Werkausgabe wird fortgesetzt. Gerade ist Band VIII, »Bild-Beschreibung – Natur, Raum und Geschichte in der Kunst« (448 Seiten, zahlreiche s/w Abbildungen, 87,- DM) erschienen, in dem Aufsätze zu Leonordo da Vinci, Raffael, Tintoretto, Tizian, El Greco, Hals, Velasquez, van Dyck, Vermeer versammelt sind. Auch wenn die knorzige Sprache Raphaels den Zugang zu seinen Schriften eher erschwert, so vermitteln gerade diese Aufsätze wesentliche Etappen des Kunsthistorikers zu einer Kunstwissenschaft, die anstrebt, exakt und empirisch zugleich zu sein, ohne sich einen den flachwüchsigen Positivismus einzulassen.

Konkret 07/87, S. 36

Dietrich Kuhlbrodt

Platzanweiserin

Das grüne Leuchten, Eric Rohmers Goldene-Palme-von-Venedig-Film, der mich so begeistert, daß ich an die Decke springen möchte, aber wie sag ich es in Worten, in vier Worten zum Beispiel toll ganz ganz toll, – »Das grüne Leuchten« also lief schon im Fernsehen. Aber das war total daneben. Denn nichts hat grün geleuchtet. Der letzte Strahl der untergehenden Sonne schießt, was allen Jules-Verne-Lesern bekannt ist, grün ins Auge. Und was kam im TV-Apparat an? Ein schmutziger Strahl, irgendwas Ekelhaftes entsorgend. Wer also um die grüne Hoffnung betrogen sein möchte, die der Film so bang wie verheißungsvoll zu nähren weiß, der sollte sich einen Platz im Kino anweisen lassen, falls er ein solches findet. Und dort im Dunkeln ist der Ort, Marie Rivière auf die Reise in die Ferien zu begleiten, ans Meer, wo die Sonne knallt, Helligkeit, Totalbeleuchtung, und endlich raus aus der trüben Stadt, dem Großraumbüro, dem Alltagstrott und der Einsamkeit, die zu bemerken, die Zeit gefehlt hat.

Es ist – und dem werden die Leser dieser Nummer zustimmen – der Monat Juli. Aber, das macht Marie anderthalb Filmstunden lang zu schaffen, wie stellt man das an, am Strand nicht allein zu sein . Ihre Clique hat eigene Pläne. Was sie auch unternimmt, es funktioniert nicht. In der Großfamilie, die sich so rührend um sie kümmert, fühlt sie sich erst recht allein. Sie probiert die gängigen Rezepte aus. Es wird alles schlimmen Auf einem einsamen Spaziergang rauscht der Wind penetrant über die Wiese, feindlich sozusagen. Sie gibt auf; auf dem Bahnhof von Biarritz jedoch, im Smalltalk mit dem jungen Mann, im vollen Wartesaal in der dunklen Ecke, da beginnt ein Leuchten, schwach noch und fern, und draußen, als die Sonne grade untergehen will, welchen Strahl schickt sie im letzten, allerletzten Moment? – Alles klar – im Kino. Und ich kann nur versichern, daß dieser dramatische Höhepunkt ein absoluter ist, – erreicht mit einer wachsenden schier unerträglichen Spannung.

Eric Rohmer hat an die Menschen geglaubt, die er auftreten läßt. Er hat hingehört, ihnen die eigene Sprache gelassen, neugierig und auf menschliche Abenteuer aus. Geprobt wurde fast nichts, die erste Aufname war gleich die beste, die Geste stimmt. »Das grüne Leuchten« ist ein poetische und praktische Reportage, in der viel erzählt wird. Marie berichtet von den vielen Varianten, Salat zuzubereiten, und es wird klar, daß nicht der Salat die Botschaft ist, sondern der Tonfall, der Kontrast zu dem, was die Bilder zeigen, und zu dem, was Marie wirklich denkt und fühlt.

Die Wortgläubigkeit, die sonst im Kino abverlangt wird, ist sie endlich vom Tisch, öffnet sich der Film für Entdeckungen und eigene Reisen. Das Wort macht die Manier; es schreibt nichts mehr vor. Und das gelingt im »Grünen Leuchten« so gut, daß wir aufatmen können nichts geht über das Medium der Platzanweiserin.

Mein zweiter Tip unbedingt ins Kino gehen und dort schärfstens verlangen, **Epidemo,** den neuesten Film von Lars von Trier vorgeführt zu bekommen (»The Element of Crime« lief vor einigen Wochen im Fernsehen). Ein lockerer, munterer Film über zwei dänische Filmautoren und ihr Projekt, mit frei fabulierenden Auswüchsen, tragischen Einbrüchen, einem säuerlichen Geldgeber, der sich more action gewünscht hätte, und der Ouvertüre zu Tannhäuser im richtigen Moment, d.h. zum Abermalen. Eigentlich solite es um den Kommissar-und-die-Nutte gehen, dann um die Pest sowie um den dramaturgischen Einsatz dramatischer Mittel, um das Publikum daran zu hindern, mitten im Film aus dem Kino zu laufen. Lösung bringt die Story von SIGNAL PLUS DIE VORSORGEKRAFT KLINISCH ERPROBT. Die Tube wird seziert und das Geheimnis ergründet, warum die Farben weiß und rot getrennt bleiben. Die Analyse dient dazu, Udo Kier vorzustellen, der in seiner kurzen, aber ohne Flax erschütterndsten Rolle vor der Kamera weint und im Kölner Wüstland herumirrt, wo seine Mutter den englischen Phosphorbombenangriff erlitt. Udo Kier war noch nie so groß und ungeschminkt. Und da Lars von Trier oder besser die dänischen Jungautoren an ihn und seine Geschichte glauben, inszenieren sie am Tatort eine schwarze Spontanmesse nachts, im Regen und im Tümpel, in den sich damals die Menschen stürzten, das Phosphor brannte auf der Haut.

Zu den Filmen, die hinsehen und hinhören und nicht schon alles vorher gewußt haben gehört auch der dänische Film **Twist and Shout,** der eigentlich »Blue Moon« heißen sollte. Mit seinem Verleihtitel wird er es schwer haben, denn aller Erwartung zutrotz treibt der Film die Nostalgiegefühle gründlich aus. Twist & Shout ganz am Anfang, erste Parties, erster Sex, raus aus dem Elternhaus, Spaß, Erfahrungen. Genau das aber klappt nicht, weil die Eltern nicht an die Kinder glauben und selbst Regie führen wollen – im kleinbürgerlichen Lager ebenso wie im großbürgerlichen. Deren Strategie läuft auf die Vermeidung von Erfahrung heraus. Eine üble Abtreibung, Demütigungen, Verletzungen, Wut im Bauch und dann die befreiende Tat. Mit dem Imperativ des Twist and Shout ruft Regisseur **Bille August** zum Aufbruch aus den offenen und versteckten Sadismen der Twist-and-Shout-Zeit auf. Ein anrührender, aufrührerischer Film.

Junge Leute vordie Kamera zu holen, ist noch kein Rezept. In **Zischk,** dem Film von **Martin Theo Krieger** setzen sie sich noch gegenüber dem rigiden Drehbuch-Plot durch (sehr eindrucksvoll in der Titelrolle David Strempel) . Total untergebuttert aber werden sie von der penetrant selbstgefälligen Regie des französischen Films **Lebenswut** (Desordre).

Hier hat der Regisseur nicht an seine Darsteller und ihre Geschichten, sondern nur noch an sein – leider nicht vorhandenes – Genie geglaubt. Falsche Töne und Peinlichkeiten in Bild und Dialog sind die Folge. Zu erfahren gibt es nichts, höchstens, daß die Darsteller von einer spießigen Ästhetik ausgebeutet wurden. Nee im Kino muß es leuchten, sonst kann man gleich draußen bleiben – im Hellen.

Konkret 07/87, S. 38

Matthias Altenburg

Bücher

Ohne zu wissen, ob das, was ich hier vorschmecke, wenigstens ein paar Wiederkäuer unter den Lesern findet, bestehe ich doch auf meinen Sätzen »Der Essay ist ein schönes Genre. Er darf, was der Roman nicht kann und kann, was die Wissenschaft nicht darf.« So ist es. Und so hätte es heißen sollen an dieser Stelle in der letzten Nummer von KONKRET. Punkt.

Als einmal vor vielen Jahren in Harrisburg fast eine Katastrophe passiert wäre, hat **Jutta Heinrich** geweint. Ihre Hoffnung war zerbrochen und auch ihr geplanter Roman. Stattdessen entstand ein Buch, voll mit Tränen, Trauer und Betroffenheit **(»Mit meinem Mörder Zeit bin ich allein«, Fischer, DM 6,80).** Als dann in Tschernobyl wirklich eine Katastrophe passierte, war die Autorin sieben Jahre älter, sieben Jahre kälter. Daß eine Hoffnung nicht zweimal zerbrechen kann, ist den neuen Texten der Hamburger Schriftstellerin gut bekommen. Sie lesen sich streckenweise wie eine Eigenparodie auf das hilflose Gestammel der Autorin nach Harrisburg. Statt selbst zu leiden, läßt sie in ihrem neuen Buch **(»Eingegangen«, Orlanda, DM 18)** andere zu Wort kommen. Der Band ist eine Sammlung fiktiver Hörerzuschriften auf eine Sondersendung im Radio (»Klopfzeichen – der heiße Draht für die ersten Wochen danach«), die nach dem letzten großen Reaktorunfall ausgestrahlt wurde. Besorgte Mütter schütten dem Sendeleiter ihr Herz aus, irritierte Männer klagen über gigantische Potenzschübe und militante Atomkraftbefürworter drohen mit Bombenanschlägen . Die Republik spielt verrückt. Der ferne Unfall bringt den latenten Irrsinn der Bevölkerung ans Tageslicht. Was sich wie Angst gebärdet, als hätten alle auf eine Gelegenheit gewartet, mit gutem Grund und reinem Gewissen endlich ihre Sau rauszulassen. Da kommt der GAU gerade recht. Kaum ist die globale Eiszeit wieder denkbar, schon regredieren die Leute zu Neandertalern. Verzweifelte Lebenslust und euphorische Todessucht sind kaum noch zu unterscheiden. Ein Volk von Simple Minds, ebenso naiv wie monströs und völlig außerstande, sich politisch zu verhalten. So sieht es aus in diesem Land und in den Köpfen. Wenn es eine Möglichkeit gibt, literarisch auf Katastrophen zu reagieren, dann hat Jutta Heinrich sie gefunden.

Bernd Jentzsch gibt bei **Rowohlt** die Reihe »Jahrhundert« heraus. In ihr erscheinen Texte der klassischen Moderne, die viel gelobt und wenig gelesen wurden. Aber es tut gut, ein Buch zu entdecken, das keine Novität ist. Da spricht keiner drüber, das wird nirgends rezensiert, das hat man ganz für sich alleine. Zum Beispiel **Becketts »Murphy« (DM 12,80).** Ein Buch, das mit dem Satz beginnt »Die Sonne schien, da sie keine andere Wahl hatte, auf nichts Neues.« Murphy und Celia lieben sich. Er sitzt im Schaukelstuhl, bestreikt das Leben, und sie geht auf den Strich, um Geld zu verdienen. Der Rest der Geschichte ist Vorwand zum vagabundierenden Erzählen. Denn da, wo Beckett gut ist, will er nichts beweisen, will er uns nicht Überzeugen von der Hinfälligkeit des Menschen, von der Absurdität seiner Existenz. Da, wo er gut ist, beschreibt er: So ist Murphy. So klug. So dumm. So traurig. Ecco homo! Mehr Wahrheit als in all dem Geraune der Sekundärliteraten steckt in den zwei Seiten, auf denen der Autor berichtet, wie Murphy, der Hungerleider, mit der Grandezza des Weltenlenkers sein Fourpence-Mittagessen bestellt und wie es ihm regelmäßig gelingt, nur eine Tasse Tee zu bezahlen, aber 1,83 Tassen zu verzehren. Hätte Beckett nichts anderes geschrieben als diesen Roman, er würde doch – neben Joyce und Kafka – zu den drei großen Humoristen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gehören. Ich sagte HUMORISTEN, Du problembewußter Student der Anglistik, Du einsame Grüblerin über dem Godot, Du verzweifelter Jungbuchhändler mit dem hochgeklappten Trenchcoatkragen. Humoristen, nicht Hosenscheißer.

Auch wenn die Werbeabteilung des Verlages mit großem Aufwand anderes behauptet, bei diesem Buch gibts nichts zu lachen **Joachim Lottmann »Mai. Juni. Juli« (Kiepenheuer und Witsch, DM29,8O).** Fast schon selbstverständlich, daß die Hälfte der Kritik vor dem Salesmanagement kapituliert und dem Autor Brillanz, Witz und Präzision attestiert. Auf dem Einband steht, was der Roman alles NICHT ist. Hätte man beschrieben, was er IST, hätte ein Wort genügt Scheiße! Was da unter dem Firmenschild »Neue deutsche Literatur« an ein ahnungsloses Publikum verhökert werden soll, hätte mir jeder legasthenische Rentnerin knapp fünf Stunden auf Band gesprochen. Bloß klüger, bloß ohne den junggermanischen Schmonzes der mich 248 Seiten Schlaf gekostet hat. Einer, dem nichts einfällt und nichts auffällt, will ein erfolgreicher Schriftsteller werden »Jeden Moment konnte die Idee meines Lebens durch mein weiches Bewußtsein zucken.« Keks heißt das, weicher Keks. Und weil dann doch nichts zuckt, geht er manchmal auf die Straße »Dann kamen hundert, zweihundert Meter, die ganz gut gingen.« Was denn nun, kamen die Meter oder gingen die Meter? Jedenfalls »Ohne Sprache lief nichts.« Ich fordere Berufsverbot für den Deutschlehrer von Joachim Lottmann. »So redete ich weiter, einfach, weil das Thema dazu einlud.« Aber wenn er dann der Einladung folgt, schrumpft seine Fantasie doch wieder auf die des Boulevardjournalisten, der er mal war, nicht bleiben wollte und doch wieder werden wird – auch wenn er glaubt, die Lösung für seine Schreibprobleme gefunden zu haben »Möglichst komplex mußte ich es mir machen.« Offengestanden, ich mach's mir am liebsten mit links. Dann geht's am besten, kommt's am schnellsten und läuft's auch ohne Sprache. Am laufenden Meter.

Den Kulturredaktionen, die mich zum nächsten Jahreswechsel wieder fragen werden, welches Buch ich für das beste des Jahres 1987 halte, sei schon jetzt gesagt dieses wird gewiß das schlechteste bleiben. Gute Nacht.

Konkret 07/87, S. 42

Rudolf Schilling

Acht Jahre Befriedung und kein Frieden

Die behutsame, langsame und mühsame Erneuerung der Weltecke Kreuzberg Nord-Ost, am Rand von Berlin West. Der Stand 1987, im Jahr eines Jubiläums

Rotkreuzhelfern gleich eilen sie zwischen die Fronten, riskieren von der Straße die Prügel und kriegen in regelmäßigen Abständen von oben die kalte Dusche. Der eine: Hardt-Waltherr Hämer, genannt Gustav, Architekturprofessor, seit 1979 Planungsdirektor der sogenannten IBA-alt, der Internationalen Bauausstellung Berlin, Abteilung Stadterneuerung, die sich inzwischen, politischer Not gehorchend, zur »Gesellschaft der behutsamen Stadterneuerung mbh«, abgekürzt STERN, gewandelt und privatisiert hat. Mit ihm wirkt, taktiert, denkt, tanzt auf dem hohen Seil über dem Abgrund der Verzweiflung eine 50-köpfige Frau-Mannschaft, um »Schritt für Schritt«, Haus um Haus, Hof um Hof, kaputte Stadt zu retten, um ein nach dem großen Krieg, ja erst nach ihm, fast zu Tode gebrachtes Viertel wiederzubeleben. »Die Crew«, »der sozial engagierte Haufen« (Hämer vermeidet konsequent das besitzanzeigende Fürwort »mein«) ist leidgeprüft und wohl darum frei vom Sozialhelfersyndrom des Handauflegens. Nicht wenige sind in den acht Jahren verschlissen worden; Kreuzberger Stadterneuerung verlangt in besonders hohem Maß die Fähigkeit, Ungewißheiten zu ertragen.

Der andere: Werner Orlowsky, Baustadtrat des Bezirks Kreuzberg seit 1981, weiß, wovon er redet, wenn er unentwegt die »Sozialorientierung« der Stadterneuerung beschwört und betreibt. Er zählt selber zu den Opfern jener Totalsanierungspolitik, die das nordöstliche Kreuzberg in den Sechzigern und Siebzigern auf den Hund gebracht hat. Seine Drogerie an der Dresdener Straße ging mit anderen Kleinbetrieben zwangsläufig pleite, nachdem das »Neue Kreuzberger Zentrum«, auch offiziell abgekürzt als »NKZ«, die Straße zum Hinterhof degradiert hatte. Der ehemalige Drogist spricht den Jargon des Kiez so selbstverständlich wie den der soziologisch gebildeten Intelligenzija, hat von ganz unten bis ganz oben keine Berührungsängste und gehört zu jener spärlichen Spezies, deren Vertreter Populismus, analytische Schärfe und Handlungsdurst zu verschmelzen vermögen. Er hat in seinen bisher sechs Jahren im Kreuzberger Rathaus nicht nur sich selber, sondern auch die grün-bunte Alternative Liste (AL) etabliert. Diese kam bei den Bezirkswahlen von 1981 auf 16 Prozent der Wählerstimmen, 1985 dann auf 25,5 Prozent, nachdem sie einen auf Orlowsky zentrierten Personenwahlkampf geführt hatte: »Unser Dicker ist der Beste.«

Das Territorium nun, um das es geht, ist ein dreieinhalb Kilometer langer und anderthalb Kilometer breiter Gebietsstreifen, der einst zum Berliner Innerstadtrand gehörte, nach 1945 und auf unabsehbare Zeit aus geschichtlichen und geopolitischen Gründen zum hintersten und letzten Zipfel von Americaland geworden ist. Im Norden begrenzt ihn die Berliner Mauer (seit 1961), im Osten die Spree mit DDR-Staatsgrenze, im Süden der Kreuzberg halbierende Landwehrkanal und im Westen die Prinzenstraße.

Nach Fläche (310 ha), Bevölkerung (56 000), Anzahl Gebäuden und Wohnungen (27 500), Gewerbebetrieben und Beschäftigten (14 500) macht das Territorium ziemlich genau ein Drittel des ganzen Bezirks Kreuzberg aus, der mit total 140 000 Einwohnern der drittkleinste von Berlin (1,8 Mio Einwohner) ist. Nach den Gebietsnamen heißt das Territorium »Luisenstadt« und »SO 36«, wohinter sich nichts Aufregendes verbirgt: SO 36 ist die alte Bezeichnung des entsprechenden Postzustellbereichs. Die beiden Gebiete waren oder sind noch – welche Zeitform angemessen ist, wird noch zu klären sein – Berlins kaputteste, heilungsbedürftigste Stadtzonen.

Um 1980 war der Zustand des Territoriums desolat. Und er war es auf eine sichtbare Weise. Heute ist er es nur noch auf eine unsichtbare. Die Schuld am Niedergang trägt nicht die »Schlacht um Berlin« von 1945.

Kreuzbergs Mietskasernenlandschaft überstand sie verhältnismäßig wenig versehrt. Dann aber traf Planung das Territorium, Totalplanung. Der Flächennutzungsplan von 1965 rasierte auf dem Papier das einigermaßen intakte Stadtgebiet ab, überzog es mit einer West-Ost- und einer Nord-Süd-Autobahn; Kreuzungskreisel auf dem Oranienplatz. Woher, wohin des Wegs, vier Jahre nach dem Mauerbau?

An die voraussehbar lärmigen Autobahnen angrenzend waren Gewerbezonen vorgesehen und an diese angrenzend dann Wohnbereiche, möglichst hoch aufgetürmte. Ergebnisse sieht der Gebietsbesucher bequem auf der Fahrt mit der U-Bahnlinie Eins, die nicht unter, sondern über Pflaster dahinrattert.

Die Folgen der Planung, die ein intaktes Viertel als zu beseitigendes definierte: Abrisse fanden statt, Straßenschlachtungen. Das Übrige verfiel in der Erwartung des Todes: Verzicht auf Instandsetzung, Entmietung, provisorische Vermietung an die, die im anderen, aufstrebenden und sich verteuernden Berlin keinen Raum fanden: Ausländer, vor allem Türken; alle, die man »Randgruppen« zu nennen pflegt. Die Stadtpolitik schob sie ins Randviertel ab.

Noch heute lebt die halbe Bevölkerung im Gebiet unter dem staatlich fixierten Existenzminimum. Die Hälfte der Jugendlichen sind arbeitslos . Der Ausländeranteil beträgt 37 %, in ganz Kreuzberg 26%, in ganz Berlin 13%. Werner Orlowsky grollt: »Es fällt das böse Wort vom 'Sozialschrott'. Berlin hat ihn in Kreuzberg abgeladen: 'Schaut mal, wie ihr

damit zurechtkommt.' Wir wollen damit zurechtkommen, meinen auch zu wissen wie, weil wir diese Menschen nicht als Schrott betrachten. Aber dazu brauchen wir die Mittel, und die muß der Senat uns geben. Es muß ein Stück Wiedergutmachung erfolgen. Unter dem Stichwort 'Wertausgleich' braucht Kreuzberg noch eine ganze Weile bei der Mittelzuweisung eine Besserbehandlung, bevor Gleichbehandlung mit allen anderen Bezirken möglich wird. Mit dem Wort Wertausgleich stellen wir einen moralischen Anspruch. Kreuzberg fängt sehr viele Probleme stellvertretend für die ganze Stadt auf; dieser Bezirk ist von einer falschen Sanierungspolitik am schwersten betroffen worden.«

Der Anblick von 1980, gräßlich und gemein, brachte die inneren Verhältnisse adäquat zum Ausdruck. Das soziale Pulverfaß war am Explodieren. Mehr Krawall und Krach als Wonne in den Straßen. Die Alternative hieß zugespitzt: Polizeilich-militärische Besetzung oder behutsame Stadterneuerung. Das Berliner Abgeordnetenhaus beschloß 1982 Variante zwei mit der Verabschiedung von zwölf Grundsätzen (vgl. S. 44), der Installierung der damaligen IBA-Abteilung »Stadterneuerung« und der Absichtserklärung, die Mittel für die tatsächliche Erneuerung bereitzustellen. Feuer gemacht, die Stadtpolitiker zum Schlottern gebracht hatte die Instandbesetzerbewegung. Sie signalisierte: Demnächst geht der Laden hoch. Auf dem Höhepunkt der Instandbesetzerbewegung waren in ganz Berlin 138 Häuser besetzt. davon in Kreuzberg 82.

Spätestens jetzt muß etwas zu den Zuständigkeiten gesagt sein. Zuständig für alles, auch für die Stadtheilung ist der Senat, der als Landesregierung allein über die Finanzen verfügt. Seit 1981 ist es ein CDU-FDP-Senat . Zusätzlich hat jeder Berliner Bezirk eine eigene politische Organisation. Sie besteht pro Bezirk aus einer Bezirksverordnetenversammlung (BVV) mit 45 Mitgliedern, gewählt vom Bezirksvolk, und einem siebenköpfigen Bezirksstadtrat, gewählt von der BVV in Zwangskoalition, nämlich im Verhältnis der Fraktionsstärken. Für Kreuzberg bedeutet das seit 1985: Drei CDU-, zwei SPD und zwei AL-Stadträte (einer der beiden ist Orlowsky). Doch verfügen die Bezirksbehörden über wenig direkte Macht. Sie haben einerseits Vollzugsaufgaben im Auftrag des Senats wahrzunehmen, dürfen andererseits Anträge nach oben leiten. Was ihnen im besonderen fehlt, ist eine eigene Finanzkompetenz und damit das Hauptmittel zur Gestaltung einer eigenständigen Bezirkspolitik. Jeder Bezirksstadtrat als Behörde ist ein Zwitter zwischen Verwaltung und Regierung, die immerhin ihr Erwünschtes befördern kann, indem sie dauernd darauf pocht, und die Unerwünschtes vertrödeln kann, indem sie es bürokratisch behandelt.

Und wofür ist Hämers IBA-STERN zuständig? Der Funktion nach ist die Gesellschaft eine seit 1979 aus der Senatsverwaltung ausgelagerte Planungsbehörde. Ihr Antrag bezieht sich auf das Krisengebiet, das nach der damaligen Auffassung des damaligen Bausenators Harry Ristock (SPD) und dessen Senatsbaudirektors Hans-Christian Müller nur über eine aus der Routine ausscherende Sonderanstrengung auf die Beine kommen, d. h. zu innerem Frieden sowie zu anständigem Aussehen gedeihen könnte – und damit auch zu einem Vorzeigestück für eine Internationale Bauausstellung, in der Tradition der Bauausstellungen von 1910, 1931 und 1957.

Die aus der Verwaltung herausgelöste Behörde sollte erstens konzeptionell und zweitens moderierend-abstimmend-organisierend tätig sein, nämlich den Go-Between zwischen Bewohnern, Gewerbetreibenden, Land- und Hauseigentümern, Bezirks- und Senatsverwaltung spielen. Sie sollte flexibel und rasch, im Körperkontakt mit den Betroffenen Sanierungsprojekte entwickeln, damit der geschundene, heruntergewirtschaftete und unruhige Erdenfleck nicht zum Slum abdrifte, sondern zu einem »normalen« städtischen Lebensraum sich erhole, der Rand- und Mauerlage zum Trotz. Irgendwann in irgendeiner Zukunft wird ja, muß ja wohl auch die Berliner Mauer wieder verschwinden.

Die IBA-Stadterneuerung packte den Auftrag, eifrig, phantasiereich und in hohem Tempo; und geriet alsbald der Senatsverwaltung zum Konkurrenten: Zu gut, zu schnell, zu tüchtig. Also mußte sie in regelmäßigen Abständen, seit 1982 ungefähr im Jahresrhythmus, umstrukturiert, neu ein- und zurückgebunden, aufgelöst und neugegründet, schließlich juristisch privatisiert werden. So hangelte sich IBA-STERN von einer institutionellen und finanziellen Krise zur nächsten und weiß nie, ob das folgende Jahr zum Liquidationsjahr wird. Es grenzt an ein Wunder, daß in diesem neurotischen Politaffentheater Hämer & Co sich erstens über Wasser gehalten und zweitens sogar noch etwas getan haben.

Inzwischen, 1987, weist STERN eine imposante Leistungsbilanz aus: 4 500 Altbauwohnungen in Abstimmung mit den Bewohnerinteressen erneuert, im besonderen ohne mietwirksame Folgen, dazu 700 Wohnungen in baulichen Selbsthilfeprojekten. 320 Höfe begrünt, 30 Straßenabschnitte und Plätze umgebaut; Blockparks, Kinderspielplätze, zwei Kinderbauernhöfe im Gebiet eingerichtet. 13 Kindertagesstätten mit zusammen 640 Plätzen in Betrieb gesetzt, 4 weitere mit 460 Plätzen bis heute in Bau gebracht; das symbolträchtigste Erneuerungsobjekt ist die Umwandlung des Parkhauses an der Dresdener Straße in eine Kita. 160 Gewerbeeinheiten erneuert, 180 Selbsthilfeprojekte gestützt, deutsch-türkisches Begegnungszentrum »Kotti«, Nachbarschaftszentrum »Regenbogenfabrik«, Frauenstadtteilzentrum, Stadtteiltreffpunkt »Schlesisches Tor«, Jugend- und Kulturzentrum »Schlesische Straße« eingerichtet, Seniorenwohnhäuser, Spiel- und Sporthallen, Gesundheitshaus gebaut, endlich auf dem Gelände des früheren Görlitzer Bahnhofs einen Stadtteilpark zur Realisierung gebracht und und und.

Von 1982 bis heute ungefähr die Hälfte geschafft, was Wohnraumerneuerung und Aufbau von sozialer Infrastruktur angeht. Hoffnung ins Viertel zurückgebracht, sozialen Zusammenhang hergestellt. Die Wüste beginnt zu leben. Orlowsky

anerkennt es: »Die Sozialorientierung konnte im IBA-alt-Gebiet bislang in etwa durchgehalten werden.«

Es ist auch nicht wenig zu sehen. Besucher kommen auf ihre Rechnung: frisch und farbig leuchtende Fassaden, mit und ohne Stuck, bunte Höfe, Rankgerüste, Blattwerk jede Menge, Wohnstraßen, junge Bäume reihenweise, gar Kunst im öffentlichen Raum. Die unerhörte Antwort des türkischen Sozialarbeiters im Begegnungszentrum »Kotti« auf die Frage, ob die neue Einrichtung den Menschen im Kiez Mut mache: »Zwei Kinder, die im letzten Monat zur Welt kamen, wurden von ihren Eltern auf den Namen 'Kotti' getauft.«

Fünf Stunden Rundgang mit Birgit Wend Blockplanerin von STERN. »Kiez-Dschungel« beim Mariannenplatz; es grünt und sprießt im Hinterhof - hier gilt die Umkehrung des Peter-Stuyvesant-Design »außen pfui, innen hui«. Frauenstadtteilzentrum, ein blitzblanker Wehrturm, für Männer gesperrt. Kinderbauernhof am Mauerplatz, Schweine, Ziegen, Gänse und viel tätiges Volk; Die Blockplanerin hält Abstand: »Die mögen mich nicht mehr so. Wir haben ihnen zwar das Überleben gesichert, aber, wie sie meinen, mit zuviel Kompromiß; auf einen Teil des von ihnen beanspruchten Grundstücks kommt eine Bezirkskita« (gebaut wird unter Polizeischutz). Ein düsteres Hinterhofloch: Endlich kann aus der seit Jahren leerstehenden Fabrikhalle eine Sporthalle werden. Ein Hof weiter: Der halbverfallene Turm wird, kann, darf, so Gott und der Senat weiterhin wollen, ein türkisches Kulturhaus aufnehmen. Nächster Hof, übernächster Hof: Aus Schuppen wurden kleine Kitas. Öko-Kita im Parkhaus: eine schöne Baustelle. In den Gesprächen vor Ort, aber auch in dem, was das Auge nahedran wahrnimmt, bricht etwas durch, das ich nur so benennen kann: Zuneigung zur Qualität im Kleinen, da hat noch jemand die Menschen lieb.`

Zwei Stunden Rundgang mit Wulf Eichstädt, Blockplaner bei STERN, durch die Köpenicker und die Schlesische Straße, am äußersten Rand des Rands, durch die letzten und verblasensten Fabrik- und Lagergelände. Auf einem Brachfeld wird der frühere Barockgarten der jüdischen Bankiersfamilien Itzig und Ephraim im Grundriß wenigstens sichtbar gemacht und das frühere, verschwundene Palais an eine Brandmauer gepinselt: Einst Treffpunkt der Berliner Aufklärer. In einem belanglosen Gewerbebau muß eine klassizistische Loggia verborgen sein: Vier ausgemeißelte Löcher beweisen es; ein Löwenkopf, ein Bogenansatz erscheinen. Archäologie auf zwei windigen Straßenkilometern. Einem lausigen Ort seine Geschichte zurückgeben. »Dies war ein Stadtteil, wo das Edelste, Kostbarste, Erlesenste gedieh.« Eine Vor-Ort-Ausstellung macht es sichtbar wenigstens imaginär. Versuch, einer Gegend. die als die heruntergekommenste gilt, von der noch heute Berliner sagen: »Da gehen wir nicht hin«, Selbstbewußtsein einzuhauchen.

Die Sanierungsgebiete Luisenstadt und SO 36 lassen sich zur IBA '87 als Teil der Darbietungen zum Jubiläum 750 Jahre Berlin herzeigen. Tatsächlich werden sie am Rande im großen Festprogramm erwähnt, im Festprospekt, im Ordner, der in den Hotelhallen ausliegt, im »Clipper« gar, der Luftzeitschrift der PanAm. Bausenator Georg Wittwer tat in der IBA-Beilage der »Welt« vom 15. Mai 87 kund, bisher seien 777 Millionen Mark (welch festliche Zahl!) in die Stadterneuerungsgebiete von Kreuzberg geflossen.

Und der 1. Mai 1987? Die letzte der Schreckensnächte im Gebiet? 36 Geschäfte geplündert, 35 Brände gelegt, 250 Verletzte in Spitäler eingeliefert, 20 Autos verbrannt, 17 Feuerwehrfahrzeuge, ein Rettungswagen des Roten Kreuzes, 77 Polizeifahrzeuge beschädigt. Die Zeugen berichten von einer neuen Qualität der Gewalt, die sich wahllos gegen alles richtete, gegen die Kiezstrukturen selber, gegen kleine Geschäfte, gar Selbsthilfeprojekte – nicht mehr nur gezielt auf die Symbolobjekte von Macht und Kapital. Die Armen dreschen auf die Armen ein. Ein Spuk? Aufbruch einer nur oberflächlich zugeschütteten Lava-Ader?

Gustav Hämer: »Wir sind seit 1982 ein gutes Stück vorangekommen, aber das Ergebnis, das Zwischenergebnis erzeugt die Illusion, nun sei alles gelaufen. In den reparierten Häusern, hinter begrünten Flächen, hinter dem verbesserten Stadtbild versteckt sich die gleiche Not, die gleiche Arbeitslosigkeit wie früher, verbergen sich die gleichen halben Einkommen. Während man früher durch die vergammelte äußere Erscheinung sofort begriff, daß hier ein Notgebiet ist, und sich politisch darauf einstellte, ist nun dieser Zusammenhang verwischt. Es ist doch heiter geworden? Also muß es in Ordnung sein! Man will die Armut nicht mehr wahrnehmen, will gar die Mieten erhöhen, will die Förderung abbauen. Trotz besserem äußerem Zustand steigen damit die Befürchtungen im Gebiet. Die Angst nimmt zu. Wir haben zwar auch den Niedergang der Arbeitsstätten gestoppt, die Entwicklung der Arbeitslosenziffern gebremst; aber das ist eine Zehn-Prozent-Heilung. Äußerlich haben wir eine Positivbilanz, im Gesamtzustand eine steigende Negativbilanz, die ihren Grund vor allem darin hat, daß die politischen Entscheidungsträger aufgehört haben, die Zustände wahrzunehmen. Das Bild wird für die Wahrheit genommen. Und das Bild in diesem Fall ist angestrichener Putz – ja, man kann es fast wörtlich nehmen. Die Eröffnung der IBA geschah vor 60 Oberbürgermeistern aus aller Welt; auf den Rängen, damit sie nicht leer blieben, saßen Polizeischüler. Die deutsch gehaltenen Reden haben nur die wenigsten der Bürgermeister verstanden. Eine Darstellung für niemand, eine Pappmaché-Veranstaltung, reines Kulissendenken.«

Werner Orlowsky: »Was nutzt es Ihnen, wenn Sie auf der Hof- oder Podesttoilette nicht mehr anfrieren, sich vielleicht sogar ein warmes Bad machen können, aber Sie haben noch immer keine Arbeit? Der Auftrag der zwölf Grundsätze war, daß die Erneuerung nicht nur baulich, sondern sozial sein müsse, daß die Bevölkerung, und zwar diese vorhandene, in die Lage zu versetzen sei, Perspektive zu bekommen und sich ein besseres Leben w gestalten. Das ist nicht gelungen. Die

Philosophie war richtig. Der Bezirk hat ein Konzept verabschiedet, daß alle Lebensbereiche erfaßte, auch die nicht-baulichen: zusätzliche Arbeitsplätze, Gewerbeförderung, Ausbildungsplätze für Jugendliche, Wiederherstellung der 'Kreuzberger Mischung'. Daraus ist nichts geworden. Das hätte der Senat packen müssen; er gab dazu die Mittel nicht. Hier müssen wir nachholen . Noch gibt es eine schmale Chance dazu. Ob sie wahrgenommen wird, hängt davon ab, wie energisch die Bevölkerung vor Ort zusammen mit den Politikern, die das wollen (und nicht alle wollen es), Druck macht, damit die Entscheidungsträger zur Einsicht kommen. Ich möchte das nicht auf den 1. Mai beziehen, der für mich ganz schlimm gewesen ist: Es waren Akte der Selbstzerstörung. Es darf sich dies nicht wiederholen. Aber wie es die Instandbesetzerbewegung gebraucht hat, braucht es auch heute wieder die knallharten Argumente; die verbalen sind zu schwach.«

Was jedoch ins Haus steht, ist ein Abbau der Förderungsprogramme für Kreuzberg. Bisher flossen jährlich 100 bis 120 Millionen in die Wohnungserneuerung; ab diesem Jahr fließen nur noch halb so viel. STERN erhielt 1986 noch Betriebsmittel in der Höhe von 10 Millionen, für 1987 ist die Summe auf 8,5, für 1988 auf 5,6 reduziert. »Das heißt trockenlegen.« (Hämer) Der Abbau geht bis in die feinen Ritzen. Dem Verein SO 36 zum Bespiel, der daselbst die Mieterberatung und Bewohnerabteilung trägt und organisiert, ist eine jährliche Mittelkürzung um je 10 000 DM angekündigt. Proportional zum Abbau steigt der Aufbau der Polizeipräsenz im Viertel. Sie ist beeindruckend, beängstigend. Kostensteigerung in diesem Sektor unbekannt.

Verbal hat der Senat immerzu beteuert, wie fest er zur behutsamen Erneuerung steht. Bis zum Stadtjubiläum hat er, oft zögerlich, aber dennoch, die schönen Worte auch in Taten umgesetzt. Zum Ende des Jubeljahrs ist angekündigt: Vorhang runter!

Kasten auf Seite 45 »Die zwölf Grundsätze zur behutsamen Stadterneuerung von 1982 (gekürzte Fassung)«

1. Die Erneuerung muß mit den jetzigen Bewohnern und Gewerbetreibenden geplant und – substanzerhaltend – realisiert werden

2. Planer sowie Bewohner und Gewerbetreibende sollen in Zielen und Erneuerungsmaßnahmen übereinstimmen, technische und soziale Planungen Hand in Hand gehen.

3. Die Eigenart Kreuzbergs soll erholten, Vertrauen und Zuversicht in den gefährdeten Stadtteil müssen wieder geweckt werden. Substanzbedrohende Schäden an Häusern sind sofort zu beseitigen.

4. Behutsame Änderung von Grundrissen soll auch neue Wohnformen möglich machen.

5. Die Erneuerung von Wohnungen und Häusern soll stufenweise geschehen und allmählich ergänzt werden.

6. Die bauliche Situation soll durch wenige Abrisse, Begrünung im Blockinneren, Gestaltung von Fassaden verbessert werden.

7. Öffentliche Einrichtungen sowie Straßen, Plätze und Grünbereiche müssen bedarfsgerecht erneuert und ergänzt werden.

8. Beteiligungsrecht und materielle Rechte der Betroffenen bei der Sozialplanung müssen geregelt werden.

9. Entscheidungen für die Stadterneuerung müssen in offener Auseinandersetzung gefunden und möglichst vor Ort diskutiert werden. Die Betroffenenvertretung ist zu stärken.

10. Stadterneuerung, die Vertrauen erzeugt, braucht feste Finanzzusagen. Das Geld muß schnell und auf den Fall bezogen ausgegeben werden können.

11. Es sind neue Formen der Trägerschah zu entwickeln. Treuhänderische Sanierungsträger (Dienstleistungen) und Baumaßnahmen sollen getrennt werden.

12. Die Stadterneuerung nach diesem Konzept muß über 1984 hinaus gesichert sein.

Konkret 07/87, S. 47

Hermann L. Gremliza; Michael Naumann

Ein Briefwechsel

Sehr geehrter Herr Gremliza,

der Artikel von Stefan Berkholz in KONKRET 5/87 über Fritz J. Raddatz enthält zahlreiche Behauptungen, die falsch und ehrenrührig sind. In der Fülle der hingesudelten, unbelegten und unbelegbaren Behauptungen fallen mir einige als besonders absurd auf:

1) Der Bildband »Kurt Tucholsky, 1890 1935, ein Lebensbild«, vorbereitet von Richard von Soldenhoff, ist keineswegs eines »plötzlichen und ungeklärten Todes« im Rowohlt Verlag gestorben. Ihr Autor Berkholz hat es lediglich versäumt, zum Telefonhörer zu greifen. In Wirklichkeit war der opulent gestaltete Band nicht zu kalkulieren. Der Quadriga Verlag, der das Buch dann unter hohem Risiko veröffentlichte, konnte dies nur durch die Freigabe zahlreicher Abdruckrechte durch unseren Verlag tun.

2) Daß Herr von Soldenhoff in der Tat keinen Anspruch darauf hat, als »Tucholskys Nachlaßverwalter« bezeichnet zu werden, ergibt sich aus einer sehr umsichtigen Regelung Mary Tucholskys, die durchaus nachahmenswert ist: Frau Tucholsky hat vor vielen Jahren die nach ihrem Mann benannt Stiftung gegründet und sie als Erbin der Urheberrechte an Tucholskys Werken eingesetzt. Außerdem hat sie festgelegt, daß die Stiftung Entscheidungsfreiheit in allen Nachlaß- und Editionsfragen hat, wenn sie selbst diese Fragen nicht mehr entscheiden könne. Sie ist seit langem schwer krank und hat dem Verlag – vor dem in KONKRET zitierten Dezember 1986 – mitgeteilt, daß diese Verfügung nun in Kraft tritt. Die üble Insinuation, die Ihr Autor in diesem Kontext verbreitet – »erschlichen oder nicht, das ist hier die Frage« – , ist schandbar und verlogen.

Frau Tucholsky ist keineswegs entmündigt; sie kann vielmehr, nach mehreren Schlaganfällen, ihre Geschäfte einfach nicht mehr führen. Deshalb nimmt die einzig und allein dazu berechtigte, von ihr gegründete und von Fritz J. Raddatz geleitete »Kurt-Tucholsky-Stiftung« diese Geschäfte war. Einen anderen Urheberrechts- oder Nachlaßverwalter gibt es nicht. Auch hat der Rowohlt Verlag nicht den geringsten Grund, mit der Arbeit der Stiftung oder derjenigen von Fritz J. Raddatz unzufrieden zu sein.

3) Die inzwischen fünfbändige Kurt-Tucholsky-Ausgabe (des Buchverlages, 1960) wurde seinerzeit von der kompetenten deutschen Literaturkritik überschwenglich begrüßt. Sie hat die Tucholsky-Rezeption in Deutschland bestimmt. Es bedarf eines besonderen Zynismus', der kaum noch erstaunt, zur Wende-Zeit genau jede editorischen und verlegerischen Leistungen grundlos zu diffamieren, die in der Vergangenheit dafür gesorgt haben, daß selbst KONKRET noch in einem intellektuellen Milieu existieren konnte, in dem es politische und kritische Kontinuitäten gab, die freier atmen ließen.

Wo waren denn die Kracauer- oder Benjamin-, die Mehring-, oder Kästner-Editionen, als das Gesamtwerk Tucholskys bei Rowohlt verlegt wurde? Es ist ebenso billig wie unredlich, Verlag und Autor drei Jahrzehnte später nun einen Strick drehen zu wollen.

4) Was die Ausgabe der Briefe Tucholskys betrifft, so hätte Herr Berkholz ohne weiteres durch einen Anruf bei uns erfahren können, daß an einer zusammenfassenden und zahlreiche bisher ungedruckte Briefe enthaltenden Ausgabe gearbeitet wird.

Ersparen Sie mir, sehr geehrter Herr Gremliza, nach dem Hamburger Presserecht mögliche Gegendarstellungen. Der Artikel von Herrn Berkholz wäre eine Fundgrube für anwaltliche Bemühungen in diesem Sinne. Ich erwarte vielmehr, daß Sie Ihre Leser über die Qualitäten Ihres Mitarbeiters aufklären.

DR. MICHAEL NAUMANN

ROWOHLT VERLAG. REINBEK

Sehr geehrter Herr Dr. Naumann,

»falsch, ehrenrührig, hingesudelt, unbelegt, unbelehrbar, absurd, schandbar, verlogen« – das muß ja ein rechter Dreck gewesen sein, den Stefan Berkholz uns da eingerührt hat wenn der Geschäftsführer des Rowohlt Verlags darüber so in Rage gerät. Hitlers Tagebücher – dn Klacks dagegen. Bei Durchsicht der Unterlagen, auf denen Berkholz' Artikel beruht, ergibt sich aber:

1. Soldenhoffs Bildband ist bei Rowohlt »eine plötzlichen und ungeklärten Todes« gestorben. Ihre unbelegte »Klärung«, das Buch sei »nicht zu kalkulieren« gewesen, konkurriert nicht nur mit dem Erfolg, den der Band bei dem kurz zuvor

gegründeten Kleinverlag Quadriga erwartungsgemäß hatte (Quadriga-Lektor Harro Schweizer: »Eine sichere Bank«), sondern vor allem mit den belegbaren Versuchen des bei Rowohlt als Herausgeber für Tucholsky zuständigen Herrn Raddatz, das Erscheinen des Buches zu hintertreiben. Lassen Sie sich doch von Herrn Raddatz Kopien der Briefe geben, die er am 25. 10. 1980 an Mary Gerold-Tucholsky und am 20.5.1985 an Jochen Severin geschrieben hat.

2. Herr von Soldenhoff beansprucht nicht, »Tucholskys Nachlaßverwalter« zu sein und Herr Berkholz hat diesen nicht erhobenen Anspruch in KONKRET auch nicht verteidigt, sondern bloß den komischen Versuch des Herrn Raddatz geschildert, Herrn von Soldenhoff vor Gericht dafür haftbar zu machen, daß Dritte ihn ohne sein Zutun so genannt haben.

Herr Berkholz hat einen Vorgang aus diesem Prozeß beschrieben (Raddatz erklärt am 13. Dezember: »Frau Tucholsky ist schwer krank und nicht mehr geschäftsfähig« und präsentiert dem Gericht eine auf ihn lautende Vollmacht der nicht mehr geschäftsfähigen Mary Gerold-Tucholsky vom 15. Dezember 1986) und gefragt: »Erschlichen oder nicht, das ist hier die Frage.« Das nennen Sie »schandbar und verlogen«. Aber es war doch nicht Herr Berkholz, der Frau Tucholsky »nicht mehr geschäftsfähig« genannt hat, sondern der um »meine Kontrolle« des Nachlasses besorgte Herr Raddatz. Dieser war es, der den Eindruck erweckt hatte, Frau Tucholsky sei entmündigt, und der sich von der »Entmündigten« bevollmächtigen ließ. Berkholz hat den Fehler gemacht, der Mitteilung von Raddatz (13.12.86), Frau Tucholsky sei »nicht mehr geschäftsfähig«, zu glauben. Wäre sie es am 13.12. nicht mehr gewesen, hätte sich Raddatz zwei Tage später nicht mehr von ihr eine Vollmacht geben lassen können, sondern bloß »erschleichen«. Tatsächlich, so Ihr Brief, ist Frau Tucholsky durchaus geschäftsfähig und fühlt sich lediglich zu krank, die Urheberrechte noch selbst zu verwalten. Dann aber war nicht Berkholz' Frage, sondern Raddatz' Mitteilung vom 13.12. »schandbar und verlogen«.

3. Als die zunächst dreibändige Tucholsky-Ausgabe 1960 bei Rowohlt erschien, wurde der größte Teil des Werkes den Lesern in der BRD zum ersten Mal zugänglich. Aber das damals erworbene editorische und verlegerische Verdienst muß darunter leiden, daß trotz zahlreicher inzwischen festgestellter Mängel jener Ausgabe es dem damaligen Herausgeber noch 27 Jahre danach gelingt, eine kritisch-revidierte Ausgabe der Schriften Tucholskys zu verhindern. Die Ausgabe von 1960 war, wie gesagt, verdienstvoll. Sie heute noch eine »sorgfältige Standardausgabe« (Raddatz) zu nennen, ist purer Hohn und zeugt von einer Besitzerwut, der Literatur nicht ausgeliefert werden dürfte.

4. Was die Ausgabe der Briefe Tucholskys betrifft: Herr Berkholz hat geschrieben, daß sie zum 50. Todestag versprochen war, nämlich 1985, und bisher nicht erschienen ist – wie die Tucholsky-Biographie, die auch seit Jahren versprochen ist. Durch einen Anruf bei Rowohlt hätte Herr Berkholz erfahren können, daß an der Brief-Ausgabe »gearbeitet wird«. Gut, das wäre eine zusätzliche Information gewesen, hätte jedoch Berkholz, der nichts anderes behauptet hatte, nicht widersprochen.

Sie sehen, sehr geehrter Herr Dr. Naumann, daß die von Ihnen als »besonders absurd« aufgeführten Behauptungen viel für sich haben, und ich Ihrer Bitte, Ihnen Gegendarstellungen nach dem Hamburger Presserecht zu ersparen, vor allem in Ihrem Interesse entspreche, damit nicht, wer eine Fundgrube für anwaltliche Bemühungen gräbt, selbst hineinfällt.

HERMANN L. GREMLIZA

NEUER KONKRET VERLAG, HAMBURG

Konkret 07/87, S. 48

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

NEUES VOM NÜRNBERGER SCHLAGERTRIBUNAL

Hohes Gericht zu Nürnberg! Ich und den Staat verglimpfen? Bin ich verrückt? Wirklich nicht. Also: Wie käme ich dazu? Müßiggänger aus zerrütteten Verhältnissen mögen womöglich den Staat verglimpfen. Meines Abscheus seien gewiß sie. Radikale Dummköpfe mögen den Staat verglimpfen. Meine Verachtung haben sie auf tutti. Anarchistische Fanatiker, vernarrt in die Obsession einer »staatlosen« Gesellschaft, mögen den Staat verglimpfen. Sie waren mir, sie sind mir - sie werden mir ewig sein - verhaßt. Aber ich, ich und den Staat verglimpfen? Gab meine Mutter mir etwa deswegen das Leben, daß ich es mit Staatsverglimpfen vertue? Litt Christus für keine meiner tödlichen Sünden denn die des Staatsverglimpfens? Der Staat, Hohes Gericht zu Nürnberg, hat seit seiner Gründung im Jahre 1949 viel Gutes getan. Wievielen vom Frieden gezeichneten Generälen gab er wieder ein, wenn auch unblutiges, Kommando. Einen der penibelsten Blut- und Rassenschandekommentatoren machte er gar zu seinem Sekretär. Entscheidungen, die das blöde Volk, dessen Sinn nur nach Fressen, Saufen, Huren und Staatsverglimpfen steht, weder begriff, noch dankbar hinnahm. Wie es mit der Dankbarkeit des Plebs ja sowieso krachende Sache ist. Der Plebs nimmt vom Staat was er nur grad kriegen kann, läßt aber an Dankbarkeit wie Respekt es missen. Beispiel? Gerne. In diesen Tagen rotten sich Euthanasie»geschädigte« und »Zwangs«sterilisierte zu einem Los-Geld-her!-»Bund« zusammen, um den Staat zur Ader zu lassen obwohl sowohl der amtierende Sohn-Staat mit der ganzen Sache nichts zu tun hat, wie der pensionierte Vater Staat damals rechtens handelte, nicht wahr. Doch verzeihen Sie mir das Abschweifen und lassen Sie mich zurückkommen auf Ihren Vorwurf, ich habe den Staat verglimpft. Nein, Hohes Gericht zu Nürnberg, ich habe den Staat nicht verglimpft. Wie denn sollte auch einer, der, wie ich, Künstler ist, ausgerechnet jenen verglimpfen, der ihm die freie unzensierte Ausübung der Kunst garantiert, nämlich den Staat? Und dann: Ich bin mit mittelrangigen Militärs, dem ehemaligen Vizerektor einer der renommiertesten bundesdeutschen Universitäten, ja, gar mit einem ehemaligen hanseatischen Finanzsenator bekannt, alles Staatsbedienstete, die gewiß nicht mit einem Staatsverglimpfer auf Duzfuß stünden, wäre ich denn einer. Nein, ich achte und respektiere den Staat, ja, habe sogar für dessen beiden kleinen Schwächen Verständnis: Den Wind, der seine Flagge bläht und - die Jungs vom DFB-Nationalkader, wenn sie die dritte Strofe singen. Existierte der Staat im Aggregatzustand eines Individuums aus Fleisch und Brot, hieße der Staat also meinetwegen Karlheinz Staat, Karlheinz Staat würde für mich aufstehn und zeugen und bürgen. Ich bitte aus all dem Vorgetragenen, auf die Anklage wegen Staatsverglimpfens zu verzichten. Ich danke, Hohes Gericht zu Nürnberg, für Ihre Aufmerksamkeit. Mit vorzüglicher Hochachtung!

P.S.: »Hilfsweise«: »Ordinär-obsolet« bezieht sich auf die doch nun weißgott berüchtigte 1. Strofe. »Stupides und den Verstand folterndes« meint das in meiner Serie »T. Deutsche Hitparade« kritisch veranstaltete deutsche Schlagergut, ein doch wirklich unsägliches Zeug, und schließlich »Gesums« - tut es wirklich not, einen hochdotierten Etymologen nach Nürnberg einfliegen zu lassen, wegen dieser doch verhältnismäßig 'kleinen' Sache? »Gesums« ist, zugegeben, nicht gerade schmeichelnde Beschreibung, jedoch auf keinen Fall von mir als explizite Schmähung in diesem Zusammenhange eingesetzt. Zwei der drei geteilten mächtigen Gewalten gegen den Kleinschriftsteller Tomayer, das kann doch nur auf ein dubio/reo hinauslaufen...

[Abdruck Schreiben Amtsgericht Nürnberg an Horst Tomayer wg. »Strafverfahren gegen Sie wegen Verunglimpfung des Staates«]

HOHES GERICHT ZU NÜRNBERG!

Der Anschnitt ist schon ganz gut, aber am drive hapert's. Es gälte also die Sommermonate über am Aufschlag zu arbeiten. Auch das eine beziehungsweise andere Gedicht wäre zur Welt zu bringen. Ferner ruft die Nachmittagsmüdigkeit nach gewissen Nächten immer lauter nach der Entwicklung eines mentalen Gegenmittels. Es gäbe als zu tun bei mir. Aber wie mich konzentrieren auf alt das, wenn das Nürnberger Schlagertribunal andauernd poch poch poch sein Recht (seins, nicht meins!) fordert? Reicht nicht, daß der Kollege Buschheuer in vier Monate auf Bewährung eingenäht wurde, weil er das in meiner »Hitparade« rezensierte »Deutschlandlied '86«im »Plärrer« abdruckte? Nein, jetzt will auch noch der Rezensent fertig gemacht werden. War also mein schöner Schriftsatz, in dem ich die von Ihnen gewährte Gelegenheit der Anhörung vor Eröffnung des Verfahrens wahrnahm, sein Papier nicht wert. Es soll bittrer Ernst werden. Keine Gnade soll ergehen, nein, es soll das Recht geschehen. Und während nun der Japaner unsern Automobilmarkt überfremdet, der Koreaner unsre Werften ruiniert, der Rundfunk immer mehr Negermusik spielt und uns die Tamilen Füllfederhalter, Fahrrad und Frau wegnehmen, bekämpfen sich Deutsche untereinander vor Gericht, erörtern mit scholastischern Eifer die ixmal exhumierte Frage, was Satire dürfe und führen den die Wand wackeln machenden Diskurs darüber, ob Maas und Memel ordinär-

obsolete Wörter seien und ob der deutsche Sang verdiene, ein grausligs Zeugs genannt zu werden, und ob nur der deutsche Wein gesundheitsschädlich sei, wo doch auch der welsche Winzer pansche und ob das Sakrament der Zeile »Einigkeit und Recht und Freiheit« durch die Beischrift »Gesums« derart geschändet sei, daß der Staat nur noch nach Rache schreien könne. Statt daß Deutsche zusammenhalten, heißt es mit aller Macht lets Zwist again und: Dem Rezensenten T. dem hauen wir jetzt einmal ein paar saftige Tagessätze um die Ohren. Nun leben wir aber nicht nur in einem Rechtsstaat, sondern auch in Verhältnissen, wo es rechnen heißt. Hamburg/Nürnberg/Hamburg mit dem Intercity, macht 250 Mark. Tagt das Schlagertribunal in den Morgenstunden, kommt die Nürnberger Herberge dazu, macht 50 Mark. Schließlich der Anwalt, denn was ist ein Tribunal ohne Anwalt, kost' wieder und gewiß nicht zu knapp, alles in allem - ein kleines Vermögen, nicht gerechnet den Ausfall der Einkünfte aus tribunalbedingter verabsäumter Kleinschriftstellerei und erst recht nicht gerechnet die allen Spaß bei sowas versalzenden seelischen Spesen. Nein, Hohes Gericht zu Nürnberg, da ziehe ich denn doch meine Abwesenheit vor, sei denn, es findet sich bis zum Showdown ein potenter Sponsor dieses Auswärtsspiels Bundesrepublik Deutschland versus T.

Konkret 07/87, S. 52

Karl Kessler

Wer erschoß Greg Lemond. Fast.

14 Abschnitte über die Tour de France 1987, die am 1. Juli im britischen Sektor in Berlin startet

1. Was der Leser nicht erwarten darf.

Das Fahrrad an sich. Das Fahrrad in der Literatur, in der Bildenden Kunst, im Musiktheater, in der Fotografie, im Film, im Videoclip. Die Angst des Radlers vor dem Wolf. Die Vor- und Nachteile des Carbon-Rahmens. Der Einfluß des Radfahrens auf das Liebesleben. Den Fahrradklau. Den Zusammenhang zwischen Rüstungsindustrie und Fahrradtechnologie. Doping. Hornlenker oder doch? Rote Radler, grüne Radler, blaue Radler (Na, Sie wissen schon, was ich meine). Streckenführung. Etappenprofile. Die Macht des Rennleiters. Verwendete Picasso einen Brooks-Sattel? Drais und das Hochrad. Die Unterschiede positionierbarer Schaltungen. Der Klang der Klingeln. Die Geschichte. An sich. Für sich. Und überhaupt.

2. Was 1986 geschah.

Die Tour des vergangenen Jahres wurde gewonnen von dem US-Amerikaner Greg Lemond, den einige, die es einfach nicht wahrhaben wollen, immer LeMond schreiben. Er hatte einen gut dreiminütigen Vorsprung vor Bernard Hinault. Beide fuhren für das Team von La Vie Claire, einem Rennstall des französischen Superyuppies Bernard Tapie (jetzt auch Olympique Marseille). Hinault, der in diesem Jahr nicht mehr gewinnen, sondern nur für die Mannschaft fahren wollte, hatte Lemond in der ersten Pyrenäen-Etappe von Bayonne nach Pau mal kurz vorgeführt und bis zum Schluß geradezu gehässig den Eindruck erweckt, er könnte, wenn er nur wollte, auch in diesem Jahr gewinnen. Die Sportzeitung »Equipe« kolportierte, daß die Ehefrau Lemonds am Tag vor der Schlußetappe bei Bernard Tapie vorsprach, um ihn energisch daran zu erinnern, daß ihr Mann zu gewinnen hätte – so wie es in der Mannschaft und zwischen den beiden Kontrahenten abgemacht worden war. Sonst, ja sonst! Lemond gewann. Nach 110 Stunden, 35 Minuten und 19 Sekunden. Hinault sattelte ab. Er vertritt seitdem die Fahrradprodukte der Firma Look, die mittlerweile von dem japanischen Unternehmen Shimano aufgekauft worden ist. Lemond hat US-amerikanische Markenartikel an der Hacke. Huffy etwa, Cannondale. Die kennt in Europa bloß noch niemand. Dafür hat Puma mobil gemacht und in diesem Frühsommer eine Greg-Lemond-Kollektion auf den Markt geworfen, der darauf nicht sonderlich gewartet hat.

3. Was die Tour 1987 ist.

Die 74. Tour de France mit Start in Westberlin am 1. Juli führt über 25 Etappen und insgesamt 4091 Kilometer. Das Ziel in Paris wird am 26. Juli erreicht. Rund 550 Kilometer werden auf westberliner und bundesdeutschem Boden gefahren. Vom 5. Juli an ist die Tour de France in Frankreich. Westberlin hat für das Spektakel drei Millionen Mark an die Organisation zahlen dürfen. 1,5 Millionen Mark zusätzlich sind für die Organisation des Rennens in Westberlin veranschlagt worden. Westberlin, Karlsruhe, Stuttgart und Pforzheim als Etappenorte zahlen insgesamt 4,4 Millionen Mark. Löwenstein, ein Örtchen bei Heilbronn, wäre mit 4000 DM als Durchfahrtsort dabei gewesen. Die Gemeinde weigerte sich. Jetzt kurvt die Tour um Löwenstein herum. Das Gesamtbudget der Tour '87 wird mit ca. 22,5 Millionen Mark angegeben. Rollt das Peloton der gut 200 Fahrer in den farbenprächtigsten Trikots mit den allergrellsten Werbeaufdrucken bei schönem Wetter auf gepflegten Straßen mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von mehr als 40 km/h durch eine ruhige Landschaft, dann ist zwar niemand zu erkennen, aber alle zusammen sind zu hören: Laufräder, Speichen, Ritzel, Schalträdchen und Kettenblätter surren nur so dahin. Je breiter die Straße, um so schneller ist das Feld durch. Schließlich wollen sie alle nach Paris. »Berlin – Paris«. Das hatten wir schon im Beaubourg.

4. Was 1985 geschah.

Die Tour gewann Bernard Hinault, der unter der Regie des gebürtigen Schweizers Paul Köchli für den Stall von Tapies La Vie Claire (Das erleuchtete Leben), einer Kette von kleinen Reformhäusern, fuhr. Tapie investierte zu diesem Zeitpunkt etwa zwanzig Millionen Francs in den Rennstall, dem 21 Fahrer angehörten. 19 dieser Radprofis gewannen in jenem Jahr mindestens ein Rennen. Der Umsatz von La Vie Claire erhöhte sich im gleichen Jahr um fünfzig Prozent. Hinault errang seinen fünften Tour-Sieg, trotz eines Knieleidens und trotz eines starken Widersachers in der eigenen Mannschaft: Greg Lemond. Der wurde von Köchli/Tapie noch nicht losgelassen. Es war ihm untersagt, Hinault die Tour und den Sieg zu vermasseln. Köchli: »Natürlich kann nicht jeder meiner Fahrer die Tour de France gewinnen. Wer sie nicht gewinnen kann, hilft dem, der sie gewinnen kann. Aber umgekehrt setzen sich die Siegfahrer auch für die andern ein, falls diese gut im Rennen liegen. Das wird in Zukunft noch ausgeprägter sein.« Sagt der Trainer und Sportsmann. Klingt gut, macht Eindruck, ist ja richtig fair. 1987 heißt Köchlis Rennstall Look-Toshiba. Tapie hat La Vie Claire verkauft. Der Etat für Look-Toshiba liegt jetzt bei 23 Millionen Francs. Toshiba gehört in Frankreich zur Tapie-Gruppe, zu der – Stand Beginn

1987 – 116 Unternehmen in 28 Ländern mit einem Gesamtumsatz von 5,4 Milliarden Francs gezählt werden. Sein Privatvermögen wird auf ca. 800 Millionen Francs geschätzt. Begonnen hatte der jetzt 44jährige vor 21 Jahren als Schlagersänger: Seine Version der berühmt berüchtigten Vietnam-Hymne »Ballad of the Green Berets« verkaufte sich 100 000 Mal. Tapie nannte sich »Tapy«.1987 hält ihn jeder zehnte Franzose für den Mann der Zukunft, sieht ihn gar als künftigen Präsidenten.

5. Was während der Tour geschieht.

»In Wirklichkeit kennt die Dynamik der Tour nur vier Bewegungen. Führen, Verfolgen, Ausreißen, Eingehen. *Führen* ist der härteste Akt, aber auch der sinnloseste; Führen heißt immer: sich opfern; es ist reines Heldentum, das viel eher dazu bestimmt ist, einen Charakter zur Schau zu stellen, als ein Resultat zu erringen; bei der Tour macht sich das Vorpreschen nicht direkt bezahlt, es wird gewöhnlich durch kollektive Taktiken eingeschränkt. *Verfolgen* ist hingegen immer ein wenig feige und hat ein wenig den Charakter des Verrats, es gehört zu einer Erfolgssucht, die sich um ihre Ehre nicht kümmert: mit Exzeß, mit Provokation verfolgen ist ganz offen Teil des Bösen (Schande über die 'Reifenlecker'). *Ausreißen* ist eine poetische Episode mit der Absicht, eine freiwillige Einsamkeit darzustellen, allerdings wenig wirksam, da man fast immer eingeholt wird, aber auch ruhmvoll im Verhältnis zu der Art der sinnlosen Ehre, die sie stützt. Das *Eingehen* kündigt das Aufgeben an, es ist immer schrecklich, es macht traurig, wie ein Zusammenbruch (...). Diese vier Bewegungen werden natürlich dramatisiert, in dem emphatischen Vokabular der Krise miteinander verschmolzen; oft gibt eine von ihnen bildhaft der Etappe ihren Namen wie einem Romankapitel (Titel: Der stürmische Antritt Küblers).«

(Roland Barthes, 1957)

6. Was am 21.4.1987 geschah.

Greg Lemond, geboren am 26. Juni 1951, verheiratet, 1,77 m groß, Wettkampfgewicht 68kg, 1982 Sieger der Tour de l'Avenir, 1983 Profi-Weltmeister, 1986 Tour-de-France-Sieger, lebt während der europäischen Rennsaison im belgischen Kortrijk, wird in der Sierra Nevada auf der familieneigenen Ranch seines Onkels Louis Barber von seinem Schwager Patrick Blades angeschossen, der den in einem Gebüsch stehenden Lemond, der eine Tarnjacke trägt, mit einem Hasen verwechselt. 30 Kugeln der Schrotladung treffen. Lemond bricht bewußtlos zusammen, wird zusammen mit seinem Schwager, der einen hysterischen Anfall hat, mit einem Rettungshubschrauber ins Krankenhaus von Sacramento geflogen und dort operiert. Die Ärzte entfernen Kugeln aus dem Brustkorb, dem Zwerchfell und dem Dünndarm. Die Leber hat zwei Durchschüsse, Nierenbluten tritt auf. Er überlebt, muß aber die Teilnahme an der Tour de France absagen. Die Mannschaft Look-Toshiba fährt ohne ihn, aber erstmals mit Shimano-Zubehör (Made in Japan).

7. Was der Zuschauer erlebt.

Gar nichts und doch sehr viel. Und das geht so: Eine kleine französische Stadt. Kein Etappenziel. Nur Durchfahrtsort. Drei Stunden vor dem avisierten Eintreffen des Pelotons wird die Hauptstraße von zappligen Polizisten gesperrt. Weiter geschieht gar nichts. Dann fahrende Händler mit Heftchen, Hütchen, Andenkenkrimskrams, ab und zu ein Verkehrspolizist auf einer schnellen Maschine, ab und zu ein Tour-Fahrzeug mit müden Journalisten, Mechanikern, Mädels. Dann wieder nichts. Schließlich der Lautsprecherwagen, der das Eintreffen der Werbekarawane ankündigt, die zwanzig Kilometer lang ist. Und dann gehts los. Eine halbe Stunde lang. Nichts als Werbung. Ein fahrender Spot. Werbung auf Kleinlastern, Werbung auf Trucks, Werbung mit Motorrädern, Werbung aus Sportwagen, Werbung durch Oldtimer, die berühmten Michelin-Gummimännchen stehend auf den Sitzen der Motorräder, Werbung für Einkaufswagen und Bohrmaschinen, für Sportbekleidung und Sonnenöl, für Mineralwasser und Damenstrümpfe. Hupen Tröten, Hörner, der Krach der Motoren das Geschrei der Händler, das Erschrecken der Zuschauer. C'est fou. Danach wieder Stille. Bullen auf schnellen Maschinen, Tour-Fahrzeuge kleckerweise, manchmal ein Pressewagen. Öde. Leere Straße, gelassene Polizisten und nichts passiert. Und dann der weiße Hubschrauber. Er liefert die Bilder vom Rennen aus der Luft, er kündigt sie an, Polizisten im Dreierpack auf Motorrädern machen die Bahn frei, das Fahrzeug vor der Spitze des Feldes, Blinklichter rundum, das Tempo wird schneller, sie kommen, rasen vorbei, niemand erkennt niemand, alle haben einen gesehen, ihnen im gleichen Tempo auf den Fersen die Begleitfahrzeuge der Mannschaften, die edlen Räder gleich dutzendweise auf dem Dach, doppelspurig gasen sie dem Feld nach, schließlich Materialwagen, Pressewagen, Krankenwagen und zum Schluß wieder die Polizei. Sie hebt die Sperrung auf. Die Zuschauer, eben noch Teilnehmer an dem Spektakel, eilen zu den Radios und Fernsehern, um den Verlauf der Etappe mitzuerleben. Die Tour de France ein einziger Werbespot. Live.

8. Was den USA noch fehlt.

Greg Lemond: »Ich kann auch ohne Ruhm leben, wenn's sein muß. Ich komme ja nicht aus einem Land, wo Radsport sehr populär ist. Wäre ich jetzt Italiener, da würden sie mich vergöttern, nachdem ich die Tour gewonnen habe. Aber in

Amerika, da wußten sie zuerst überhaupt nicht, was das ist, ein Radfahrer.« Und die Zukunft? »Ich wäre ja dumm, nicht dabeizubleiben, denn das Fahrradgeschäft wird in Amerika sehr groß werden. Ich habe damit ja schon angefangen: 75 Läden über ganz Amerika führen Lemond-Produkte. Mein Vater, ich und ein paar Geschäftsleute bauen das gerade auf.« Er selbst ist Angestellter von Bernard Tapie.

9. Was die Zuschauer gewinnen.

Einen bleibenden Eindruck und keine Vorstellung von der Höhe der Investitionen in Muskeln und Material, die da an ihnen vorbeiflitzen. Profiradrennen ist Kino auf bewegter Leinwand. Die Irren haben sich als Statisten am Straßenrand selbst einzubringen. »Faire du cinema« heißt es im Französischen, wenn etwas vorgegaukelt wird.

10. Was Kampf um Absatzmärkte ist.

Greg Lemond, der ein Angestellter von Bernard Tapie ist, der wiederum wenig vom Radsport, aber viel vom Geldverdienen versteht, ist mit dem Rennbetrieb, so wie er jetzt läuft, nicht zufrieden. Er und Bernard Hinault, der auch ein Angestellter von Bernard Tapie ist, plädieren dafür, den Profiradrennsport weniger eurozentrisch zu gestalten. Rennen immer überall, zu jeder Jahreszeit, immer dort, wo es gerade warm ist. Lemond: »So kommt doch Geld in den Sport, Geld und Wettbewerb. Momentan hält Europa doch das Monopol im Radsport, und kein anderes Land darf sich in dieser Richtung etwas aufbauen. Auf lange Sicht muß dieses System zwangsläufig zusammenbrechen.« Sein Tour-Sieg war der Beginn dieses Zusammenbruchs. In diesem Jahr ist er verhindert, den Zusammenbruch mit schnellen Antritten weiter voranzutreiben. Muß sich eben ein anderer US-Amerikaner im Vorderfeld plazieren. Shimano-Werbung in einer US-amerikanischen Radsportzeitschrift: »They said it couldn't be done, because they couldn't do it.« Wie das weitergeht, ist schon bekannt.

11. Was die Fahrer gewinnen können.

Sechs Millionen Francs Preisgelder sind diesmal zu gewinnen. Der Gesamtsieger erhält 700 000 Francs und einen Peugeot 504, jeder Etappensieger einen Kleinwagen und 20 000 Francs. Daneben gibt es noch eine gesondert dotierte Berg- und Sprintwertung, eine Punktewertung, sowie Gelder für die besten Nachwuchsfahrer und die beste Mannschaft. Schließlich erhalten die Etappensieger einen Blumenstrauß und vor den Kameras einen Kuß. Nichts ist gratis.

12. Was noch nicht möglich ist.

Technisch kein Problem: die Simulation der Rennen. Jeder auf einer Trainingsrolle, vor sich auf dem Bildschirm die Strecke. Beschleunigungen, Anstiege, Abfahrten, Pannen, Stürze, alles jagt der Rechner über die Rolle in die Beine des Pedaleurs in der kleinen Box. Piloten trainieren so für die Anflüge auf noch unbekannte Flugplätze, Heimgolfer dreschen so einen imaginären Ball in der guten Stube ins Bildschirm-Green. Bloß niemand schaut zu, niemand überträgt ein solches Rennen, niemand macht Fotos, niemand kann beim Manipulieren erwischt werden, niemand bestimmt die Taktik, niemand macht das Geschäft. Die Simulation der Rennen ist nur Liebhaberei der vom Geiste Coubertins beseelten High-Tech-Freaks. Sie wirkt sich aus auf Produktionssektoren, mit denen Radrennen nichts zu tun haben.

13. Was Hinault 1985 antwortete.

Als ihn die französische Zeitschrift »Le Nouvel Observateur« im Sommer 1985 über Arsch und die Welt befragte – und Arsch ist bei einem Radsportler mindestens so wichtig wie die Welt – da wollten die Interviewer auch wissen, was er denn so lese. Ach, Zeitungen interessierten ihn weniger. Was er, damals schon vierfacher Sieger der Tour de France, als Lektüre bevorzuge, seien eher »technische Sachen«, solche Blätter wie »Ca m'interesse« (so etwas wie die periodisch erscheinende Enzyklopädie für den gerade alphabethisierten Erwachsenen), »Geo« (allseits bekannt) und »Le chasseur français«, was nichts anderes als das Leib- und Magenblatt der französischen Jäger ist, die zwar ihre Zielsicherheit rühmen, aber von der Trefferquote schweigen. Nicht ohne Grund: Nur Angsthasen tragen Friesennerze.

14. und letztens: Was für Fragen.

Erstens: Welche größere internationale Etappenfahrt fand in diesem Jahr zum 40. Male statt? Zweitens: Wer gewann in diesem Jahr die Gesamtwertung der 14 Etappen? Drittens: Wer konnte sich 1955 und 1959 in die Liste der Gesamtsieger eintragen? Und viertens: Wie lautete der Spitzname dieser Person? Die Anfangsbuchstaben der vier Lösungswörter geben das Tempo (engl.) an, mit dem Greg Lemond gefahren wäre. Eine kleine Hilfe noch: Der Sieger von 1955 und 1959 kommt aus einer Stadt, die in diesem Jahr Zielort der 2. Etappe war. Er ist – Literaturkenner aufgepaßt – zudem in die deutschsprachige Literatur eingegangen auch durch einen Schriftsteller, der so hieß wie Außenbordmotoren oder auch Glanzmittel für die Wagenwäsche oder Reinigungssprays für den verschmutzten Bratenherd. Das muß jetzt aber genug

sein. (Einsender richtiger Antworten nehmen an keiner Verlosung teilnehmen ist alles.)

Konkret 07/87, S. 54

Detlef zum Winkel

Der Sozialismus und das Nichts

Vom 9. bis 12. Juli findet an der Frankfurter Universität ein internationaler Sartre-Kongreß statt, durch den das Werk des französischen Philosophen vor dem Vergessen bewahrt werden soll. Detlef zum Winkel fragt, ob das einen Sinn gibt. Für die Linke hier, für die Linken anderswo

Ich glaube, ich werde Existentialistin«, entschuldigte sich einmal eine Dame der Pariser Gesellschaft, als ein vulgäres Wort dem Gehege ihrer Zähne entflohen war. Es war unmittelbar nach Ende des Krieges, und Sartre amüsierte sich über die kleine Begebenheit. Der Existentialismus wurde chic, was seinem Vordenker nicht gerade mißfiel. Dieser aber war klug genug, die eigene Eitelkeit kritisch einzuschätzen und der Verharmlosung, die eine Mode mit sich bringt, zu entgehen. Er blieb der radikale Außenseiter und unberechenbare Individualist. Zum Beweis braucht man nur an seinen letzten Auftritt in dieser unserer Stammheimat zu erinnern, seinen Besuch bei Andreas Baader in der Zelle. Unisono kommentierten »Bild« und »Spiegel«, nun müsse auch der Letzte einsehen, daß dieser Mann politisch wie moralisch nicht ernst zu nehmen sei. Was viele schon früher gewußt hatten: Guck mal, was der für einen Blick hat. Abgesehen davon, daß es schön sein muß, eine politische Karriere mit solch nachhaltigem Eindruck beim gesunden Volksempfinden zu beenden, war es gar nicht seine letzte schlagzeilenträchtige Tat: In der linken Öffentlichkeit verabschiedete er sich mit einem Appell zugunsten der Boatpeople aus Vietnam, dem Land, dem er als Vorsitzender des ersten Russell-Tribunals beträchtliche Unterstützung hatte zukommen lassen.

Natürlich hatten Simone de Beauvoir und Sartre keine Mühe, die gegen den Existentialismus erhobenen (spieß)bürgerlichen Vorwürfe – er beschränke sich auf die schlechten Seiten des menschlichen Lebens, aufs Häßliche, sei die Philosophie der Verzweiflung, Pessimismus schlechthin – zurückzuweisen. Denn nichts ist perspektivloser oder deprimierender als die Verteidigung der bestehenden Verhältnisse. Diese Schlacht haben sie gewonnen, auch wenn die Wendeideologen sich beharrlich abstrampeln, um das Geistige wieder in den Dienst des Wahren, Schönen, Guten zu stellen, für dessen Kriterien die Deutsche Bank verantwortlich zeichnet.

Sowieso ist es verdächtig, daß Sartre so schnell vergessen wurde. Das spricht immer für ein riesiges Comeback. Ein Revival ist schon aus Gründen abwechslungsreicher Unterhaltung zwingend. Aber dann wird es zu spät sein, über Sartres eigentümliches Anliegen zu diskutieren: Eine revolutionäre Philosophie der Freiheit zu entwerfen.

Aber ich bin das Motiv schuldig, warum ich auch bald glaube, »Existentialist zu werden«. Schuld ist natürlich die Sowjetmacht, aber ausnahmsweise nicht Gorbatschow, obwohl die Berufung auf ihn nicht schwer wäre: Wenn die sozialistische Wissenschaft seit einem halben Jahrhundert stagniert, empfiehlt es sich, den entstandenen enormen Rückstand nicht nur durch Überstunden aufzuholen, sondern auch einen Blick auf theoretische Schöpfungen zu wagen, die außerhalb der eigenen Reihen entstanden sind. Wenn schließlich die Führung der KPdSU Demokratisierung erörtert, dann liegt der Gedanke nicht allzu fern, die Freiheitsfrage von Grund auf neu – wie denn sonst, wenn nicht neu? – zu stellen. Und immerhin lokalisierte Sartre seine Überlegungen mitten im Marxismus, eine Positionsbestimmung, die freilich nicht auf Gegenliebe bei der Kommunistischen Partei Frankreichs stieß. Was mich beunruhigt und verunsichert, ist jedoch weniger der berühmte Chef mit seinen sympathischen Reden als ein unbekannter Arbeiter mit einem einzigen, scheinbar belanglosen Satz. Der Namenlose leistete vor einem Jahr Katastropheneinsatz am zerstörten Reaktor von Tschernobyl. Kann sein, daß er als Feuerwehrmann, Sanitäter, Betonierer, Techniker oder Militär eingesetzt war – die Situation hat alle Ausübende dieser Berufe zu Arbeitern gemacht. Der Mann, nach seinem Befinden gefragt, antwortete: »Regt euch nicht auf, hier gibt es Leute, die haben noch mehr abbekommen. Von hier wegfahren darf ich nicht, man braucht mich hier. Es gibt da so einen Begriff 'Notwendigkeit' – nun, das ist die beste Medizin gegen alle Krankheiten.«

Inzwischen weiß man zweierlei: Erstens haben diese Menschen durch das Löschen des Brandes und durch das Einbetonieren der Strahlenruine die Folgen der Katastrophe begrenzt. Dadurch haben sie auch die Bevölkerung der Bundesrepublik vor einer höheren Strahlendosis bewahrt. Zweitens haben sie das unter Einsatz ihres Lebens getan: Die meisten der bisherigen Todesopfer gehörten gerade dieser Personengruppe an.

Doch dieser Arbeiter ist zu bescheiden, um eine Heldenpose auch nur eine Sekunde für sich in Betracht zu ziehen. Andere hätten noch mehr abbekommen, wehrt er ab – ein ziemlich überzeugendes Beispiel dafür, daß es so etwas wie proletarische Selbstlosigkeit und Kollektivität tatsächlich gibt. Seine Disziplin begründet er moralisch – er werde gebraucht – und daß er als einziges großes Wort die Notwendigkeit bemüht, beweist zunächst einmal, daß er sich der Gefahren seines Einsatzes bewußt ist. Allerdings irrt er, wenn er wirklich gehofft haben sollte (oder hat er nur versucht, sich selbst Mut zuzusprechen?), die Einsicht in die Notwendigkeit schütze vor den Wirkungen der Radioaktivität. Mit ein bißchen Phantasie kann man sich vorstellen, daß eine solche Haltung die Rotarmisten über die nationalsozialistische Wehrmacht siegen ließ und daß sie selbst im Atomzeitalter etliche Raketen der diversesten Reichweiten aufwiegt. Ohne sie gäbe es die Sowjetunion vielleicht schon lange nicht mehr.

Was bedeutet eigentlich die praktische und theoretische Haltung dieses Arbeiters für ein sozialistisches Selbstverständnis? Hierzu liefert Sartre Perspektiven und Begriffe, die dem materialistischen Denken widersprechen, aber auch nicht bei der schlichten, letztlich folgenlosen Danksagung an den Mut und die Opferbereitschaft des Sowjetmenschen stehenbleiben. So würde eine existentialistische Argumentation die behauptete Notwendigkeit der moralischen Entscheidung bestreiten. Sicher werfen die sowjetischen Behörden denjenigen, die sich nach dem Eintreten des GAU Hals über Kopf aus dem Staub machten, zu Recht Verantwortungslosigkeit vor, wobei allerdings gefragt werden muß, warum sie diese Anschuldigung nicht gegen sich selbst erheben. Aber hätte jener Arbeiter nicht mit der gleichen moralischen Legitimation eine Rolle verweigern können, die ihn wie immer schon zum Lückenbüßer für die Fehler anderer degradierte, die ihn sein Leben riskieren ließ, um einen Karren aus dem Dreck zu ziehen, auf dessen Richtung er vorher wie nachher keinen Einfluß hat? Welchen Vorwurf könnte man ihm machen, wenn er ein anderes politisches Verhalten der sowjetischen Führung zur Voraussetzung gemacht hätte, die ja die Katastrophe zunächst zu verheimlichen und dann zu verharmlosen suchte? Hätte er nicht mindestens auf die Praktizierung der Gorbatschowschen Erneuerung pochen können und hätte eine solche Demonstration, kollektiv ausgeübt, nicht schneller politische Veränderungen bewirkt?

Es gibt keine eindeutigen Vorab-Kriterien, die eine und nur eine Entscheidung erlauben würden. Und auch politisch ließe sich in der Situation selbst endlos darüber streiten, welche der beiden Handlungsweisen letztlich revolutionärer wäre. Sartre geht noch einen Schritt weiter, indem er die These aufstellt, die postulierte Eindeutigkeit der Entscheidung und die Berufung auf das objektiv Richtige überführe den Materialismus in Idealismus. Tatsächlich läßt sich das Phänomen beobachten, daß die weltanschaulich materialistische Sowjetunion in der Krise auf den Idealismus ihrer Bürger zählen kann, während der idealistische Westen in vergleichbaren Situationen selbstverständlich mit großzügigen materiellen Angeboten nachhelfen würde.

Warum nicht jenen Arbeiter in seine Rechte als Held einsetzen? Aus der Sicht der Philosophie Sartres war seine Entscheidung frei und die Berufung auf die Notwendigkeit geschah nur aus Angst vor eben dieser Freiheit. Ganz im Gegenteil verrät sie sein leises Zittern davor, daß nichts außer ihm selbst diese Entscheidung bestimmt, keine Vorhersehung, kein allgemeiner Sinn des Lebens, keine festen sozialistischen Prinzipien, wie ihm auch nichts und niemand die Verantwortung für die Folgen seiner Wahl abnehmen kann – die existentielle Verlassenheit des Menschen. Andererseits mißtraut er (berechtigt) einer individuellen Freiheit, denn man kennt sie bisher nur als Freiheit der Angehörigen der herrschenden Klasse, andere Menschen zu unterdrücken und auszubeuten.

Diese Freiheit der Herrschenden. so Sartre, trachte danach, andere Individuen zu einem Werkzeug oder einer Maschine zu machen, die auf Befehl genau definierte Eigenschaften annimmt, um (fremd-)bestimmte Tätigkeiten auszuführen. Auch Hitler war, für Sartre, frei: Musterfall einer Konzeption des Hasses, die »eine Welt verwirklichen (will), in der es den Anderen nicht gibt«, wobei der Antisemit im Juden den Andersartigen sieht (»Betrachtungen zur Judenfrage«, 1945). Die revolutionäre Freiheit dagegen verfolgt die Freiheit aller. »Ich kann mir nicht die Freiheit zum Ziel setzen, wenn ich mir nicht gleichzeitig die der Anderen zum Ziele setze.«

Der Mensch sei kein Ding, polemisiert Sartre gegen den Materialismus (»Materialismus und Revolution«, 1946), und er solle sich nicht durch Unterwerfung unter die Notwendigkeit zum Ding degradieren. Alles ist zwar determiniert, im Unterschied zur Materie weiß der Mensch allerdings, daß er determiniert ist, aber nicht, wie er determiniert ist. Um es herauszufinden, ist er zum Handeln gezwungen, aber nichts nimmt ihm die Wahl seiner Handlungsweise und die Verantwortung für die Folgen ab. »Wir sind allein, ohne Entschuldigungen. Das ist es, was ich durch die Worte ausdrücken will: Der Mensch ist verurteilt, frei zu sein.« (»Ist der Existentialismus ein Humanismus?«, 1946)

In dieser Terminologie hat der besagte Arbeiter *durch sein Handeln ei*n bestimmtes Mensch-Sein entworfen oder erfunden – »Der Mensch ist nichts anderes als wozu er sich macht« – und indem er sich gewählt hat, hat er alle Menschen gewählt. Er hat eine der modernsten technologischen Errungenschaften buchstäblich mit den Händen zugeschüttet, verstopft und schließlich unter seine Kontrolle gebracht. Er hat seine Unversehrtheit und Freiheit für den Schutz anderer Unversehrtheiten und Freiheiten eingesetzt und damit eine Konzeption von Sozialismus vorgelegt. Fragt sich nur, was daraus wird. Die Frage geht an uns, was wir von dieser Vorgabe halten, ob wir sie uns zu eigen machen, verändern.

Ohne den Fortschritt des Materialismus für die Entwicklung der revolutionären Bewegungen zu leugnen, fürchtete Sartre, die Lehre von der Notwendigkeit könne den revolutionären Entwurf eines Tages ersticken. Der Determinismus verführe dazu, die Geschichte nicht mehr zu machen, sondern nur noch Tag zu Tag neu zu lesen. Aber der Sozialismus warte nicht an einer Ecke da historischen Entwicklung auf uns.

Daß diese Befürchtung nicht grundlos war, liegt auf der Hand: Heutzutage wird eingeschätzt und eine bessere Konjunktur abgewartet. Man muß den Trend erkennen und nutzen, machen kann man ihn nicht. Und alle Linken fassen ihre Abhandlungen vorzugsweise im Passiv ab, seien es die Reden des Generalsekretärs der KPdSU oder die Flugblätter der Autonomen zum Volkszählungsboykott in der BRD-Provinz.

Man hat gegen Sartre eingewandt, er ersetze das Forschen nach der objektiven Wahrheit durch einen totalen Subjektivismus. Jener antwortete, die materialistische Argumentation springe ihrerseits willkürlich vom Wahrheitsanspruch zu Nützlichkeitskriterien und zurück. Das Beispiel hierfür – eine Zusammenfassung von Gesprächen mit KPF-Mitgliedern, von denen Sartre behauptet, daß sie tatsächlich so stattgefunden hätten – ist so glänzend formuliert, daß es in Gänze wiedergegeben werden soll:

»Die Trotzkisten, sagen wir zu ihm, sind im Irrtum; aber sie sind keine Polizeispitzel, wie ihr behauptet: Ihr wißt sehr gut, daß dem nicht so ist. Im Gegenteil, wird er uns antworten, ich weiß ganz gewiß, daß die Trotzkisten es tatsächlich sind: was sie im Grunde denken, ist mir gleichgültig; die Subjektivität existiert nicht. Aber *objektiv* betrachtet spielen sie das Spiel der Bourgeoisie, sie *benehmen* sich wie Lockspitzel und Angeber, denn ob man der Polizei unbewußt seine Mitwirkung leiht oder ihr vorsätzlich in die Hände arbeitet, kommt auf dasselbe hinaus. Wir entgegnen ihm, eben das laufe *nicht* auf dasselbe hinaus, und ganz *objektiv* betrachtet, seien das Verhalten des Trotzkisten und das des Polizisten einander *nicht* ähnlich. Er erklärt uns, daß das eine wie das andere glich schädlich ist, daß die Wirkung aller beider darin bestehe, den Vormarsch der Arbeiterklasse zu bremsen. Und wenn wir beharren, wenn wir ihm zeigen, daß es verschiedene Arten gibt, diesen Vormarsch zu bremsen und daß sie nicht gleichwertig seien, nicht einmal in ihren Wirkungen, so gibt er uns großartig zur Antwort, diese Unterscheidungen seien möglicherweise richtig, aber sie interessierten ihn nicht: wir befinden uns im Zeitraum des Kampfes, die Lage ist einfach und die Stellungen deutlich abgezeichnet: warum also noch Finessen? Der kämpferische Kommunist soll sich nicht mit so vielen Schattierungen den Kopf zerbrechen. So sind wir also wieder beim Nützlichen angelangt: damit schillert also dieser Satz 'Der Trotzkist ist ein Polizeispitzel' beständig vom Zustand der nützlichen Meinung zu dem der objektiven Wahrheit.« (Materialismus und Revolution).

Vielleicht ist Sartres Existentialismus so ein genialer »Irrtum«, mit dem sich zu beschäftigen lohnender ist als tausend »Korrektheiten« wiederzukäuen. Jedenfalls sollte man sich die Freiheit nehmen, mit diesen Ideen zu spielen, bevor man sie sich zu eigen macht oder sie verwirft.

Konkret 07/87, S. 56

Bernhard Schneidewind

Pialat, Maurice - * 1925 - 7 Filme

Nun doch noch einmal Filmfestival in KONKRET: In Cannes erhielt einer die Goldene Palme, der von der hierzulande herrschenden Filmkritik gar nicht gekannt werden will. Seine Filme sind wie er selbst: Klar und widerborstig.

Ach, war das gemein: statt Wim Maurice, statt Wenders Pialat, statt »Der Himmel über Berlin« nun »Sous le Soleil de Satan«. Das ließen sich die Festivaltouristen, die für Filmkritiker gehalten werden wollen, nicht gefallen. Pialats Film gehöre, so jaulten sie, »nach einhelliger Meinung der Kritik zu den mißlungensten und uninteressantesten« (tip), er sei »biedersinnig« (FAZ), und die Fachfrau wie der Fachmann von der »taz« wußten überhaupt nichts zu vermelden – wahrscheinlich waren sie von ihren Blindenhunden nicht rechtzeitig zum Vorstellungsbeginn angekläfft und damit geweckt worden. Im Fernsehen kommentierte man die einstimmige Entscheidung der Jury als einen Mißgriff, den schließlich auch das Publikum, dieser gelackte und gestriegelte und herausgeputzte Haufen, mit Mißfallenskundgebungen bedacht hatte. Pialat, der aus Erfahrung mit diesem Gelumpe wußte, daß er hier nichts zu verlieren und deshalb auch nichts zu gewinnen hatte, nahm die Provokationen des Publikums an und konterte: »Ich werde meinem Ruf nicht untreu werden. Ich sage Ihnen, daß ich mich über die Rufe und Pfiffe freue. Sie mögen mich nicht lieben, aber dann lassen Sie es sich gesagt sein, ich liebe Sie auch nicht.« Reckte die Faust und verschwand. Wenn er so weitermacht, wird er in drei Jahren wieder einen Film vorzeigen. Bestenfalls.

Also: PIALAT, MAURICE.

Was hierzulande manchem eine zwar noch unbekannte und gerade deshalb unter den Kennern besonders gerühmte italienische Nudelsorte zu sein scheint, vielleicht auch ein Palatschinken mit dem sprichwörtlichen i-Tüpfelchen zur Verfeinerung, ist dort, wo man nicht nahezu druckgängig PR-Hilfsdienste mit Filmkritik verwechselt und sich tatsächlich um Film kümmert – Frankreich etwa, aber auch die Schweiz – als eine der wesentlichen Figuren des europäischen Gegenwarts-Films anerkannt: »Pialat ist ein Regisseur, der viel von sich und dem Kino fordert. Er befreit sich in seinen Filmen von einem solch emotionalen Druck, einer derart lebendigen, gewalttätigen kreativen Kraft, daß er sich anschließend selbst davor schützen muß – meist in Form von distanzierter Selbstkritik. Er trennt sein Werk nicht von seinem Leben, aber er will es nicht preisgeben. Mit seinen fünf Filmen ist er heute mit 55 Jahren (Bresson und Tati ausgenommen) der größte französische Cineast. Ein Cineast, der seinen Weg ganz allein geht.« (Jacques Siclier 1980 in »Le Monde«). Jetzt, sieben Jahre später, ist er 62 und hat gerade drei Filme mehr gemacht. Nicht viel für einen älteren Mann, der anfangs Malerei studiert, Mitte der fünfziger Jahre beim Theater als Schauspieler und Assistent gearbeitet hatte und in der gleichen Zeit damit begann, kleine amateurhafte Kurzfilme zu drehen und erst 1969, dawar er schon 44, seinen ersten Spielfilm, »L'enfance nue«, vorstellte.

Der Kärglichkeit seiner Produktion, die auch etwas damit zu tun hat, daß sich seine Filme einer schnellen Verwertung und damit den flinken Anforderungen des Marktes verweigern, entspricht die Kärglichkeit der Filme selbst, ihrer Budgets, auch ihrer Inhalte:

- »L'enfance nue« (Nackte Kindheit, 1969):Ein zehnjähriger Junge kommt in verschiedene Pflegefamilien und landet auf dem Polizeirevier. Pialat: Später »schlug man mir vor, einen Fernsehfilm zu machen, eine Kindergeschichte, versteht sich, weil ich einen Film mit Kindern gemacht hatte; wenn ich einen Karnickelfilm gemacht hätte, hätte man mir eine Karnickelgeschichte angeboten.«
- »Nous ne viellirons pas ensemble« (Wir werden nicht zusammen alt, 1972): Ein Paar, das sechs Jahre zusammen war, trennt sich. Dialog Pialat: »Jean: Ist er im Bett besser als ich? – Catherine: Darüber red' ich nicht, Du. – Jean: Ah, das kannst Du mir doch ruhig erzählen. – Catherine: Also schön, er kann's länger.«
- La gueule ouverte« (Das offene Maul/ Die Qual vor dem Ende, 1973): Ein Mann besucht seine Mutter. Sie stirbt. Er läßt seinen Vater allein in einer Provinzstadt zurück. Pialat: »Ein unvollendeter Film, aber es gab trotzdem beim Drehen den Willen, so weit wie möglich zu gehen. Es ist kein Zufall, daß es in diesem Film Acht-Minuten-Einstellungen gibt. Denn man kann fast sagen, ich hatte Lust, diesen Film einfach in gut zehn sehr langen Einstellungen zu machen.« Der Film hat achtzig, größtenteils sehr statische Einstellungen. Pialat, selbst Produzent, ging pleite.
- »Passe ton bac d'abord« (Mach erst mal dein Abitur, 1979): Eine Gruppe l9jähriger in ihrem letzten Schuljahr vor dem Abitur in der Bergarbeiterstadt Lens. Laien. Pialat: »Laien sind aufrichtiger, sie glauben an die Szene, während es bei einem Professionellen nicht sicher ist, ob er an sie glaubt; oder er ist dazu nicht imstande. Also macht er etwas vor, will

glauben machen, glaubt aber nicht. Wenn ein Laie gut ist, ist er durch und durch aufrichtig; und wenn er begabt ist, kommt etwas Großartiges heraus.«

- »Loulou« (Der Loulou, 1980): Eine Frau verläßt ihren Mann und ihren Wohlstand und zieht zu einem Arbeitslosen, wird schwanger, treibt ab. Pialat: »Wenn man jemanden als Realisten bezeichnet, gibt es dabei immer einen unterschwelligen Tadel, als ob dessen Filme einer Dimension entbehrten, als ob er sich auf der Höhe von Gänseblümchen bewegen würde. Im allgemeinen antworte ich auf diese Frage – und das ist nur eine Ausrede – , daß Realismus nur der Mangel an Mitteln ist. Sie werden bemerken, daß ich – obwohl ich die Mittel hatte – so gedreht habe, als wenn ich sie nicht gehabt hätte.«
- »A nos amours« (Auf das, was wir lieben, 1983): Eine Jugendliche steigt aus der Familienbande aus. Schütte 1984 über den Film, der innerhalb des Wettbewerbs der Berlinale lief: »Erzählkino wie alle Tage. Aber gleichzeitig wird der unscheinbare Film, durch offene Gewalt und versteckte Zärtlichkeit im Umgang dieser Menschen, zu einem Porträt von Generationen und Geschlechtern, von emotionalen Hoffnungen und Resignationen: eine Momentaufnahme von der 'Erosion der Gefühle' in einem kleinbürgerlichen Milieu.«
- »Police« (Polizei, 1985): Ein fleißiger Bulle bekommt beim Verhör Gefühle. Lieben ist Verhören. Pialat: »Tatsächlich, ich habe diese Fähigkeit – irgendeine muß ich ja haben – alle Personen gleich zu behandeln: das schlägt sich sichtbar nieder.«
- »Sous le Soleil de Satan« (Unter der Sonne des Teufels, 1987): Ein Pfaffe verliert sich im Glauben. Martin Schaub im zürcher »Tages-Anzeiger«: »Der einzige Film im Wettbewerb, der bis an die Grenzen seines eigenen Konzepts vorgedrungen ist, und das heißt auch bis ins Unerträgliche oder doch Erschütternde.«

War da doch etwas?

Pialats Filme sind unbeschreiblich, unerträglich. Ihre Geschichten ergeben sich aus der Aneinanderreihung einfachster Sätze/ Szenen. Subjekt. Prädikat. Objekt. Punkt und Schnitt. Die Szenen produzieren eine unbeteiligte Nähe, die so gar nichts mehr gemein hat mit dem Blick und der Haltung etwa sozialdemokratisierter Sozialarbeiter, die immer schon helfen wollen, bevor sie überhaupt wissen, was los ist. Pialat zeigt. Läßt zusehen. Das sind keine Filme, durch die Taschentücher mit Betroffenheit vollgerotzt werden, das sind keine Geschichte, die Traumreise-Trips verpassen, es sind keine Bilder, die nach Identifikation lechzen. Im Gegenteil: Wer nach einem Pialat-Film aus dem Kino kommt, verläuft sich nicht. Er war zuhause, daheim.

Er, Pialat, hat »das Auge des Dokumentarfilmers, aber den Kopf eines Künstlers.« Er tarnt und decouvriert zugleich seine Methode, mit der Nähe und Intimität entsteht, die nichts Voyeuristisches hat. Gefühl und Härte. Es sind Prozesse der Zerstörung, die Pialat darstellt und durch die Betrachter untersuchen läßt. Nicht als jemand, der sich hier ein Urteil abquält und dort die Sympathien heraushängen läßt. Es gibt keine Helden und keine Opfer. Es gibt Ereignisse, winzige in Realition zu den Kulissen, die Cinecitta immer noch ausmachen, unbedeutend im Vergleich zu dem fortwährenden Gezappel in einer x-beliebigen Fernsehserie, von denen eine einzige Folge so viel Stoff hergäbe, daß Pialat ihn nie würde bewältigen können.

Auf eine Umfrage der französischen Filmzeitschrift »Cahiers du Cinema« aus dem Sommer 1981 nach den Sujets, die zu filmen, die zu verfilmen sich verböten – einige seiner französischen Berufskollegen nannten das KZ, andere die Sachen, die nicht zum Lachen reizten – antwortete Pialat: »Nicks Movie« – Wim Wenders' Film über das Sterben des krebskranken US-amerikanischen Filmregisseurs Nicholas Ray. In der letzten Szene feilscht der Gesunde mit dem Sterbenden um den letzten Schnitt:

»NICK: Go ahead. Cut! Cut! Go ahead! Cut! Go on! Cut!

WIM: Don't cut. –

NICK: Don't cut! CUT!«

Ein Film aus dem Ungeist der Zyne Hollywoods, hochgepeppt mit der blauäugigen Ignoranz eines mitteleuropäischen Sensibelchens, das damals schon den (Todes)Engelchen unter den Rock blinzeln wollte.

Nichts davon in den Filmen Pialats. Nicht *der* Tod, nicht *die* Liebe, nicht . *der* Haß. Seine Filme sind Beispiele für ein zwar nicht armes, aber selbstbeschränktes Arbeiten mit Film aus der begründeten Einsicht, daß nicht die bloß spekulative und aus idealistischem Anspruch wie genialischer Eitelkeit angenommene Grenze zwischen Kunst und Kommerz eine zu meidende Todeszone ist – von welcher Seite man auch immer kommen mag – , sondern daß allein die Verwertungsinteressen der Filmwirtschaft neben den Inhalten vor allem den Blick zu bestimmen suchen. Pialat, kein Purist, hat auch mit Stars gearbeitet: Depardieu, Bonnaire, Baye, Leotard, Huppert, Jobert, Yanne. Er hat immer in Farbe gedreht –

1969 als schwarz-weiß noch synonym mit ärmlich war ebenso wie 1987, da man mit frischem Elan den Chic der Ärmlichkeit ausbeutet – , in den letzten Filmen ist er in Studios gewesen: »Ich habe, sagen wir einmal, Konzessionen gemacht, weil ich denke, daß man nicht aus Betroffenheit heraus Filme machen kann, die niemand sehen will. Man hat es gern, möglicherweise in allen Ländern, daß die, die Talent haben, persönliche Filme machen, die keinen Erfolg haben; weil die nicht stören, sagt man: Das ist ganz toll. Aber niemand will sie sehen. Und die, die das große Ratatouille machen, legen ihr Ding vor, und man belämmert sie nicht. Sobald aber einer wie ich anfängt, Filme mit kommerziellen Tendenzen zu machen, schießt man ihn an. Und ich habe doch wirklich nicht den Weg des geringsten Widerstandes genommen. Ich habe ein bißchen einen Kompromiß gemacht«, sagte er 1981 in einem Interview mit der Zeitschrift »Filmkritik«.

Seine Kompromisse kaschiert er nicht, verheimlicht er so wenig wie seinen inszenierten Dokumentarismus, der nicht mit wild schwenkender, verwackelter Kamera das Auge überfällt, um das Subjekt mit jener Wucht erscheinen zu lassen, die der Wirklichkeit keine Chance mehr läßt, weil sie zugekleistert ist mit dem gestischen Gehabe des Kameraauges. Das ist nicht die Haltung des Maurice Pialat. Seine Arbeiten gründen sich in einer materialistischen Ästhetik, die er wohl zu unterscheiden weiß von dem Gänseblümchen-Realismus wie von einem platten Vulgärnaturalismus, der es immer so gut meint und Milieu immer schnell in Milljö umkippen läßt und allein mit der Ankündigung, die Verhältnisse zu geißeln, Sorge dafür trägt, daß eben diese Reißaus nehmen, ohne allerdings zu verschwinden. Nur abgetaucht, versteckt. Wenn Benjamin in seinem »Passagen«-Werk forderte, daß es gelte, die gesteigerte Anschaulichkeit der Geschichte mit der marxistischen Methode zu verbinden und dabei als eine erste Etappe, »das Prinzip der Montage in die Geschichte zu übernehmen. Also die großen Konstruktionen aus kleinste, scharf und schneidend konfektionierten Baugliedern zu errichten. Ja, in der Analyse des kleinen Einzelmoments den Kristall des Totalgeschehens zu entdecken«, dann lesen sich diese Sätze wie die Beschreibung auch der Filme Pialats. Er, Loach, Leigh und Jarl haben während der letzten zehn, fünfzehn Jahre mit einigen wenigen Filmen – »Family Life«, »Meantime«, »Ett anständigt liv« – im europäischen Film sinnlich erfahrbar gemacht, was »No Future« ist. Ein Graffiti, aber auch die Spraydose.

Wenders dagegen – um ihn nicht ganz zu vergessen – erhielt von dem gelackten, gestriegelten und herausgeputzten Haufen in Cannes Ovationen für seinen zum »Filmpoem« emporgejubelten Streifen »Der Himmel über Berlin«. Er bedankte sich brav für den Regiepreis mit den bemerkenswerten Worten, er hoffe, dieser Preis werde weiterhin »die Bilder der Welt verbessern«, damit man dann auch die Welt werde verbessern können. Dieser Idealismus pur on the rocks verwechselt nicht zufällig Filme mit den Produkten aus den Häusern Jil Sander, Balmain oder Beiersdorf. Wenders schminkt und schönt und verteilt Pflästerchen. Pialat schminkt ab. Mit der Drahtbürste.

Konkret 07/87, S. 62

Erich Kuby

Ein Amerikaner in Venedig

Ron....?!

Ja, Liebling?

Ron, du fährst doch nach Europa, um dich mit den Jungs aus diesen komischen Ländern zu treffen. Wo wird das denn sein?

Ich glaube, in Venedig.

Venedig soll schön sein, so ganz continental. Ich komme mit.

Ach, Nancy, Venedig liegt doch in Italien, da gibt's massenhaft Kommunisten, das ist viel zu gefährlich.

Aber ich möchte doch so gern, Ron, wir können ja alles mitnehmen, was wir brauchen...

Was sich daraus entwickelte, haben wir Wahl-Venezianer erlebt. Dreieinhalb Tage vor dem Gipfeltreffen bezogen der Präsident und seine Gattin die »Villa Condulmer«, die auf dem Festland liegt und in der auch die Krupps schon gerne gewohnt hatten. Sie liegt in einem vier Hektar großen Park mit Schwimmbad, Golfplatz und Reitstall. Die nicht gerade schäbige Einrichtung des sonst als Luxushotel dienenden Landsitzes wurde ausgewechselt, neue Bäder – nach Nancys Anweisung – eingebaut, die historischen Lüster im Palast »Ca Rezzonico« am Canal Grande abmontiert und in der »Villa« aufgehängt, kostbare Gemälde aus venezianischen Museen herbeigeschafft, damit Ron und Nancy unter echten Canalettos frühstücken konnten. Kunstwerke aus drei Jahrhunderten, beginnend mit dem 14., wurden auf die Räume verteilt. Drei Bronze-Statuetten wurden mit Röntgenstrahlen auf versteckte Explosivkörper untersucht, bevor sie auf den Flügel gestellt werden durften, der aus Guiseppe Verdis Landsitz in der Po-Ebene (heute ein Museum) herangeschafft worden war. In einem Kino, das für den Präsidenten eingebaut wurde, konnten Ron und Nancy unter hundert Filmen wählen. Die Gartenanlagen rund um die Villa wurden auf der Suche nach Bomben umgegraben und neu bepflanzt – mit roten Rosen, Nancy mag keine andern.

Venedigs Flughafen, der drittgrößte Italiens, wurde für fünf Tage gesperrt, der Flugverkehr nach Treviso umgeleitet. Reagan landete kurz vor Mitternacht. Im Scheinwerferlicht schritt er die Ehrenkompanie ab. Fünf Meter hinter ihm fuhr im Schrittempo die aus Washington mitgebrachte kugel- und bombensichere Limousine, aus deren halbgeöffneten Türen Sicherheitsbeamte heraushingen, bereit, ihren Chef binnen Sekunden in das schützende Gefährt zu zerren. Fünf oder sechs Hubschrauber führten über der Piste ein nächtliches Ballett auf, bevor das Ehepaar in einer dunklen Ecke einen von ihnen bestieg – keiner sollte sehen, in welchem Hubschrauber es den Fünfminutenflug zur »Villa Condulmer« zurücklegte. Für die letzten 300 Meter vom Hubschrauber zum Eingang der »Villa« benutzte das Paar ein zweites gepanzertes Flugzeug. Damit es über diese Distanz rechts und links von motorisierten Sicherheitskräften abgeschirmt werden konnte, war dne entsprechend breite Schneise durch den Park geschlagen worden.

Die Frage, worin, worauf die Herrschaften schlafen würden, hatte Probleme aufgeworfen. Da waren die Benettons, die mit ihren Strickwaren zu einer der reichsten Familien Italiens geworden sind und jetzt den Lebensstil von Renaissancefürsten pflegen. Um Reklameeinfälle nie verlegen, boten sie ein Bett aus dem 17. Jahrhundert an. Aus nicht bekannt gewordenen Gründen wurde ein zweites historisches Bett aus Lissabon eingeflogen. Außerdem brachten die Reagans ihre Betten aus dem Weißen Haus mit, und, kaum zu glauben, auch Nancys Badewanne. Es hieß, zuletzt hätte sie sich doch für den amerikanischen Bettkasten entschieden, der dann im letzten Augenblick mit einem geschnitzten Kopfteil aus dem Besitz der Medici dem übrigen Mobiliar des Schlafgemaches angepaßt wurde.

Aus den Begleitflugzeugen, zu denen auch ein Jumbo gehörte, der – für den Fall eines atomaren Angriffs – dem Präsidenten als strahlensichere Kommandozentrale dienen kann, wurden nächtens ein paar Tonnen Gepäck ausgeladen. Von dem, was sie enthielten, wurden nur die Tiefkühltruhen bekannt, mit denen die Herrschaften ihr Essen mitgebracht hatten. Bevor sie sich zur Ruhe legten nach der Ankunft, nahmen sie eine Tasse Fleischbrühe zu sich. Wieviele von den insgesamt 16 in der »Villa« zusammengezogenen Köchen an deren Zubereitung beteiligt gewesen sind, blieb geheim. Was immer das Paar zu sich genommen hat, unterlag der Prüfung durch den Vorkoster, der ebenso allgegenwärtig war wie der schwarze Koffer, in dem sich die Sendeanlage befindet, mit der gegebenenfalls der Atomkrieg ausgelöst werden kann. Er stand nachts neben des Präsidenten Bett auf dem marmornen Kapitel einer Säule aus dem 16. Jahrhundert, das als Nachttisch diente. Ein sachkundiger General durchwachte die Nächte im Vorraum.

Villa und Tagungsort San Giorgio, die Insel gegenüber San Marco, nannte die italienische Presse alsbald »die Bunker«. Die italienischen Medienmultis haben in ein paar Wochen ein Informations- und Kontrollnetz aufgebaut mit mehr Kabel, mehr

Apparaten, als in der ganzen Region Venetien in einem Jahr verbraucht werden. In jedem Raum der »Villa« liefen Videokameras Tag und Nacht, und am ersten Tag stellte sich heraus, daß die darin installierten 100 Telefonanschlüsse nicht reichten. Von den Türmen San Marco und San Giorgio kontrollierten Radaranlagen Stadt und Umgebung.

Vor der Riva degli Schiavoni ankerte ein 20 000-to-Kriegsschiff der amerikanischen Marine, von dem aus die gesamte Elektronik gesteuert wurde. In seinem Bauch befand sich eine aus Spezialstählen konstruierte Motoryacht, mit der, gelenkt von einem US-Offizier, die Reagans die Lagune befahren sollten. Die Gondoliere hatten von ihren Stammplätzen zu verschwinden, sämtliche Wassertaxen waren für die Gipfel-Teilnehmer beschlagnahmt worden. Die Vaporetto-Linien wurden eingestellt oder verkehrten nur noch auf verkürzten Strecken: Die Lokalzeitungen brachten Stadtpläne, auf denen die Sperrgebiete, praktisch das ganze Zentrum, schraffiert angegeben waren. Alles in allem wurde dafür etwa eine halbe Milliarde Dollar investiert, die Hälfte aus Angst. Es wird angenommen, 25 Milliarden Lire habe der »Gipfel« in die Hotels geschwemmt, von denen die besten dem Aga Khan gehören. 18 000 Hilfskräfte waren über Wochen mit dem Aufbau der Sicherheits- und Informationseinrichtungen beschäftigt. Das gesamte Befehlsnetz der amerikanischen Regierung mußte für ein paar Tage von Venedig aus funktionieren, zunächst mit der »Kopfstation« in der »Villa«, sodann ins Luxushotel »Cipriani« auf der Giudecca verlegt, von wo aus der Präsident binnen einer Minute per Boot nach San Giorgio übersetzen konnte.

Dieser von Palladio gebaute Klosterkomplex, von dem Industreillen Cini grandios renoviert, wurde für das Treffen ausgeleert; die Büchersammlung, die berühmten Weltkarten aus den Schränken und von den Wänden gerissen. Es wird einer Arbeit von Monaten bedürfen, alles wieder in Ordnung zu bringen. Die Benediktinermönche mußten die Insel verlassen.

Die Reagans hatten zwei Sprößlinge kalifornischer Milliardäre mitgebracht als eine Art gehobener Kammerdiener. Von den insgesamt 3000 akkreditierten Journalisten hatte Nancy ein paar Dutzend namentlich ausgewählt, die Zutritt zu abgesonderten Räumen in der »Villa« hatten. Vor ihnen erschienen diese Jünglinge durch eine von Dienern geöffnete Doppeltür und verkündeten: Die Herrschaften haben angenehm geruht.

Konkret 07/87, S. 65

Michael Kunitzsch

Macht das Ohr auf

Free your mind,
your ass will follow
(Age of Chance)

Gibt es ein Leben außerhalb des Fernsehens? Wenn uns das Fernsehen aus dem Sessel holt, sehen wir das Leben. Aber das Leben ist gar nicht das Leben, sondern nur eine Direktübertragung, die sich das Fernsehen ausgedacht hat, um uns von dort neckisch zuzuwinken.

Das braucht aber niemanden zu beunruhigen. Denn im allgemeinen ist das Fernsehen dümmer als seine Zuschauer. Es macht überhaupt keine Schwierigkeit, sich zum Beispiel während der ARD-Spielshow »Donnerlippchen« zuhause die Klamotten ebenso vollzusauen wie die Kandidaten auf der Bühne. Und obwohl die Moderatoren und Redakteure immer so einen netten Eindruck machen, haben sie selten einen IQ, der über der Geschwindigkeitsbegrenzung in geschlossenen Ortschaften liegt, und wir meinen hier verkehrsberuhigte Zonen. Aber kommt es darauf an? Ernst Dieter Lueg mag ahnungslos sein wie die Wetterkarte – die Frisur sitzt immer tadellos. Alles korrekt, vorausgesetzt, die Fernsehleute versuchen nicht, Kommentare über irgendetwas anderes als EG-Agrarmarktbeschlüsse, Lebenshaltungskostenindices oder Verkehrsunfalluntersuchungen abzugeben, und tun nicht so, als reiche ihr Weitblick über den Horizont einer Dagmar Berghoff hinaus. Dann und nur dann, wird der Zuschauer bereit sein, Tages- und Programm-Ablauf in Übereinstimmung zu bringen.

Problematisch wird es erst, wenn die Fernseh-Veranstalter das Leben übertreffen, es größer, schöner und richtiger machen wollen.

Früher ließ sich das Wissen des Fernsehvolkes in einer einzigen Quizsendung bündeln. Das war die Zeit Frankenfelds und Kulenkampffs. Aber bald bot die Welt der Studios nicht mehr genug Raum für die Fragen der prosperierenden Nation. Damals erfand das Fernsehen das Ausland, speziell den Osten. Was den Vorteil hatte, daß von nun an nicht mehr nur die Existenz, sondern auch die Bedrohung der Existenz, nicht nur das Leben, sondern auch dessen Dürftigkeit, Gemeinheit und Abgestumpftheit gezeigt werden konnte. Das war die Zeit der Fernsehmagazine.

Noch heute ist aus den Korrespondentenberichten zu lernen, wie man Spinnkram richtig aufblasen muß, damit er groß und bedeutsam wird, wie eindrucksvoll die harmlosen Schnurren eines weltfremden Dissidenten werden, wenn sie auf den fruchtbaren Boden einer TV-Anstalt fallen, wenn sie nur richtig gedüngt und effizient geerntet werden.

Nehmen wir Peter Gatter, den man schon deshalb bald nicht mehr sehen kann, weil er durch bloßes Zuwachsen verschwindet. Wir verdanken dem ehemaligen Polen-Korrespondenten nicht nur die Kenntnis der phonetisch richtigen Aussprache polnischer Namen, sondern auch die des sogenannten Solidarnosc-Effekts: Wo immer Gatter damals zwischen Gdansk und Wroclaw mit seinem Kamerateam auftauchte, war Arbeiteraufstand. In der Reihenfolge. Man ahnte: Die Anwesenheit des Fernsehens macht aus einer Situation eine gestellte Situation.

Neuerdings werden die Aufwendungen für ein paar brauchbare Tagesschau-Bilder immer üppiger. Die Konkurrenz der einlaufenden Ereignisse zwingt zu gründlicher Planung. Da ist der päpstliche Tourismus mit Plazierungsgarantie in allen Nachrichtensystemen. Und da ist das immer opulenter ausstaffierte Polit-Show-Biz, das allein wegen der von Regierung und Sponsoren aufgetürmten Etats ausreichenden Programmraum beanspruchen darf. Allein der Wirtschaftsgipfel von Venedig – zwar ohne Botschaft, aber das Medium und die (Geld)Masse, sie holten beide das Beste auseinander heraus – hatte einen Etat von 50 Millionen DM zu verpulvern und 3000 Journalisten zu beschäftigen.

Blieb daneben noch Platz für eine Meldung aus heimischer Werkstatt? Wenigstens ein bißchen ausgleichende Gerechtigkeit zwischen den beiden Berlin im Jubeljahr? Wenigstens ein kleines Popkonzert. Statt Kreuzberg Prenzlauer Berg? Rock-Festivals, das weiß selbst der verschnarchteste Fernsehredakteur, haben stets etwas Fickeriges, Unkalkulierbares.

Also Bowie. »Concert for Balin.« Grenznah am Reichstag. In Hörweite: Das Brandenburger Tor. Die Regie läuft.

Vorab da Zeitgeist in »Tempo«-gemäßer Aufgeregtheit: »Damit auch Ost-Berlin in den Genuß westlicher Rock-Dekadenz kommt, werden Boxen direkt an der Mauer aufgestellt. Sollten die Straßen in Ost-Berlin nicht weiträumig abgesperrt werden, dürfte sich das eigentliche Spektakel hinter dem Eisernen Vorhang abspielen.« Damit es denn zu einem Spektakel wurde, mobilisierte der Westberliner Radiosender RIAS II in »tagelanger Propaganda« (»Westdeutsche Allgemeine Zeitung«) die Rockfans auch im Osten. Eintritt für »Wessies« in die Realitätsdisko am Brandenburger Tor: fünfundzwanzig Mark – als Verzehrbon.

Als am Pfingstsamstag die Show anlief und die Beschallung der Hauptstadt einsetzte – zum Ärger der benachbarten Charité-Patienten, die vergeblich gegen die Lärmbelästigung protestierten – kam ein spezieller deutsch gesprochener Gruß von David Bowie: »Wir schicken unsere besten Wünsche zu all unseren Freunden, die auf der anderen Seite der Mauer sind.«

Zumindest die Freunde von der freien Presse dürften den Gruß rechtzeitig vernommen haben, denn sie waren pünktlich zur Stelle, noch bevor die Randale begann.

Wie bei jeder Inszenierung fiel die Kritik unterschiedlich aus. Aber waren alle in derselben Vorstellung? Was sich an den drei Pfingstabenden abspielte, nannte die Süddeutsche Zeitung eine »Konfrontation, die in Gewalt mündete«, die FAZ sprach von »lebhaften Geschehnissen«, von denen »nicht allzuviel hergemacht zu werden braucht.« Die Hamburger Morgenpost sah die »Mauer beben« und die TAZ, ganz im Verlautbarungsstil, stellte fest: »nach Einschätzung oppositioneller Kreise in der DDR ist es in Ost-Berlin zur größten politischen Manifestation seit dem Aufstand vom 17. Juni 1953« gekommen. Mal sangen »3000 Fans« die Internationale (»Welt«), mal »1000 Jugendliche« (WAZ) das Deutschlandlied, »mindestens 4000« skandierten laut TAZ die Parole »Die Mauer muß weg«. – Weniger eine politische Demonstration als ein sicheres Gespür dafür, womit die aufmarschierte Ordnungsmacht zu ärgern war.

Aber das Fernsehen. Mittendrin und hart dran, mit wackelnder Kamera, Schwenks und Zoomfahrten vom Unscharfen ins Ungefähre, toughe Profis, bis daß das Handwerkszeug zerschlagen wird. Merseburger in den Tagesthemen: »Gegen unser Team traten Stasi-Mitglieder regelrecht zum Sturmangriff an, brutaler kann man gegen freie Berichterstattung wohl kaum verstoßen.«

Frei bis zur Besinnungslosigkeit. Franz Alt: »Ich glaube nicht, daß Franzosen oder Engländer, Ungarn oder Italiener sich so etwas mitten durch ihre Hauptstadt lange bieten lassen würden.« – Ganz sicher jedenfalls nicht noch einmal von den Deutschen.

Aber was den Moderator berauschte, brachte auch den Dichter um den Verstand: Jürgen Fuchs, ewiger Flüchtling, hielt das lange angepeilte »Zusammenkommen der ganz Jungen mit der antistalinistisch-antifaschistischen Opposition« schon für greifbar nahe.

Gerade die Leute, die sonst von Wahrheit und Vernunft den Kanal nicht vollkriegen können, hören es gar nicht gern. Aber die Mauer ist kein Racheakt übelgelaunter russischer Generäle, sondern die Antwort auf eine Gesellschaftsordnung, die ihr Sozialsystem immer noch für exportwürdig hält.

Die Mauer ist nicht zu überspielen. Nicht mit Pop und nicht mit politischen Tricks. Was nicht heißt, daß die Zonis beim nächsten Konzert am Brandenburger Tor nicht Wurstbuden aufstellen sollten, statt auf Reporterschinken einzudreschen.

Konkret 07/87, S. 66

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Was wird aus dem mutigen Flieger, der auf dem Roten Platz landete und deshalb eingesperrt wurde? Unter dem Titel »Menschen, die vom KGB fertiggemacht wurden« zitiert die »Bild«-Zeitung frühere Opfer:

Juri Below (47), Bürgerrechtler, 15 Jahre Arbeitslager, davon fünf im psychiatrischen KZ Sytschewka: »Wir hungerten, mußten von morgens bis in die Nacht arbeiten. Die Sterblichkeit lag bei 99 Prozent.«

Das letzte Mal wurde uns diese Geschichte im Neuen Testament erzählt. Seither lag die Sterblichkeit bei hundert Prozent. Und nun soll ausgerechnet der KGB wieder einen Messias hervorgebracht haben? Seltsam.

Die »Tageszeitung« – Jeden Tag einen neuen Quatsch – hat schon wieder was entdeckt:

Im Zeitalter des Postfeminismus

Es wurde aber auch Zeit, daß die Briefträgerinnen sich weigern, oben ohne auszutragen.

Nach all dem Rätselraten, das die Jünger des Karl Marx über den Zustand der Konjunktur angestellt haben, tut es wohl, in der »Welt« die Analyse eines wirtschaftspolitischen Fachmanns zu lesen:

Sicher, Bundesbankpräsident Karl Otto Pöhl meint, das Winterloch wäre gestopft... Es war damit gerechnet worden, daß sich mit den ersten Sonnenstrahlen auch eine Belebung der Wirtschaft durchsetzen würde... Die winterliche Delle hat länger gedauert als erhofft. Möglicherweise kommt es wie im vergangenen Jahr auch nur zu einer deutlichen Belebung während der Sommermonate. Nach den Schwankungen der letzten Monate herrscht sehr viel Unsicherheit. Ob die Pferde schon wieder saufen... ? Hoffen wir's.

Es ist eine alte Bauernregel: Wenn's donnert überm kahlen Wald, dann sinkt die Wachstumsrate bald.

Eine Stellenanzeige aus dem »Börsenblatt«:

Wenn sich Siegfried Lenz am Telefon meldet, sollten Sie verbinden – bei Theodor Fontane eher bedenklich sein. Spaß beiseite: Die Arbeit einer Sekretärin des Ressorts Literatur und Literarisches Leben ist bei der Frankfurter Allgemeinen Zeitung ungleich interessanter als sonstwo auf Erden. Sie müßten nicht nur die büroüblichen Fertigkeiten beherrschen (Stenografie und Maschinenschreiben) – Sie sollten auch Interesse für Literatur und entsprechende Kenntnisse haben. Richten Sie ihre Bewerbung mit Angabe ihres Gehaltswunsches und des möglichen Antrittstermins an die Personalabteilung...

Warum nicht direkt an Reich-Ranicki, den erkennbaren Verfasser des Anzeigentextes? Sonstwo auf Erden erkennt man Liebhaber der Literatur nämlich daran, daß sie Fontane durchstellen und auflegen, wenn sich Siegfried Lenz am Telefon meldet. Dafür wird dort nicht verlangt, daß Fertigkeiten beherrscht werden, weil es ja genügt, sie zu besitzen, und jedem Literatur-Redakteur, der Späße machen will, bedeutet, er solle sich zusammennehmen bzw. seine Fähigkeiten beherrschen.

Aus dem Wörterbuch des »Spiegel«-Menschen:

Auch die Annahme, die Unternehmen würden schon bald wieder kräftig investieren, ist nicht recht nachvollziehbar.

Wer das noch einmal macht, kommt für drei Jahre in den offenen Nachvollzug mit anschließender Nachvollziehbarkeitsverwahrung durch einen Nachvollzugsbeamten.

Was wäre der liberale Leitartikel in der Saure-Gurken-Zeit ohne das Gedenken an Jahrestage? Ein einziges Dr. Theo-Sommer-Loch:

Vierzig Jahre nach dem Marshall-Plan. Vier Jahrzehnte sind in der Geschichte ein ganzes Zeitalter. Vierzig Jahre nach dem Wiener Kongreß stand Europa an der Schwelle zum Krimkrieg; vierzig Jahre nach Bismarcks Reichsgründung glimmte schon die Lunte, die 1914 das Pulverfaß Europa zur Explosion brachte. . .

Vierzig Jahre danach geht es manchmal ganz anders zu als vierzig Jahre zuvor. Dieser Gedanke ist mit dem Prädikat »geschichtsphilosophisch« nur unzureichend gewürdigt. Er soll uns Heutigen eine Lehre sein:

Die Ordnung, die damals geschaffen wurde, hat in ihren Gründen noch immer Bestand.

Nach einem ganzen Zeitalter? Und es glimmte denn garnix? Aber hallo:

Inzwischen freilich haben sich die weltpolitischen Gewichte verschoben. Wir stecken mitten in einem historischen Themenwechsel. Die Partner und Widersacher jener Jahre haben innere Wandlungen durchgemacht, die auf eine säkulare Mutation hinauslaufen. Wie wird sich das Geflecht ihrer Beziehungen verändern? Was kann, was wird auf dem alten Fundament an neuen Strukturen entstehen?

Und nur der Dichter, der Gewichte zum Themenwechsel verschiebt und ihre säkulare Mutation im Geflecht ihrer Beziehungen als neue Strukturen auf altem Fundament hinauslaufen läßt, steht wie ein *rocher de bronce* im Tohuwabohu der Epochen. Oder sagen wir: als *quargel d'olmütz.*

Weil der Rektor der Universität Köln aus Furcht vor Schlägereien einem neofaschistischen Verein den Hörsaal gekündigt hat, mischte sich der Historiker Andreas Hillgruber in die Debatte mit dem Wort:

Das alles andere als glückliche Verhalten (des Rektors) ist nur ein Symptom für die Knochenaufweichung in unserer Gesellschaft.

Man weiß, woher das kommt: von den Bolschewisten, den Juden und der Syphilis. Gezeichnet: Andreas Hillgruber. Nicht Schickl... Sondern richtig: A.H..Aha.

Eine Liste:

Günter Ammon, Hans Apel, Rudi Arndt, Peter Bachér, Egon Bahr, Ulrich Beer, Horst Bingel, Rolf Bossi, Birgit Breuel, Christine Brückner, Bruno Horst Bull, Hans-Helmut Decker-Voigt, Franz-Joseph Degenhardt, Walter Dirks, Otto Dressler, Fritz Eckhardt, Rainer Erler, Josef Ertl, Katharina Focke, Frederike Frei, Hermann Glaser, Reinhard Gnauck, Heide Grundmann-Schmid, Gertrud Gumlich, Otto von Habsburg, Peter Härtling, Otto Herbert Hajek, Bruno Hampel, Rudolf Hauck, Karl Hauenschild, Bruno Heck, Heinz E. Hirscher, Rainer Holbe, Antje Huber, Heinz Werner Hübner, Helmut Kentler, Hans-Hellmut Kirst, Helmut Kohl, Dieter Lattmann, Hanna-Renate Laurien, Rupert Lay, Thomas Lenk, Lore Lorentz, Alfred Mechtersheimer, Erich Mende, Reinhard Mey, Horst Meyer, Herbert Mies, Adolf Muschg, Tom Mutters, Jusuf Naoum, Rupert Neudeck, Christa Nickels, Günter Nollau, Günter Noris, Peggy Parnass, Horst Petri, Käte Raiß, Klaus Riebschläger, Helmut Rohde, Philip Rosenthal, Erika Runge, Botho Prinz zu Sayn- Wittgenstein-Hohenstein, Uwe Schmidt, Klaus F. Schmidt-Mâcon, Petra Schürmann-Freund, Christian Schwarz-Schilling, Eckart Spoo, Josef Stingl, Dieter Stolte, Franz Josef Strauß, Richard Stücklen, Carmen Thomas, Trude Unruh, Harry Valerien, Marie Veit, Friedrich Vogel, Antje Vollmer, Wolfgang Weyrauch, Heidemarie Wieczorek-Zeul.

Was ist das? Hat Colgate die Häupter ihrer lieben Fluor-S-Kunden gezählt? Stellt die RAF ein neues Programm zusammen? Ist's eine Bekennerliste: Ja, auch ich leide unter Fußpilz? Knapp daneben: Die »Arbeitsstelle der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau« hatte gebeten, für ein Buch zum evangelischen Kirchentag eine »Begegnung« zu schildern, die »in schwierigen Phasen der Identitätssuche Anstöße gab, half Sinnfragen zu beantworten«. Die Arbeitsstelle wollte wissen, was diese Begegnung »bei ihnen auslöste, bewirkte, veränderte«. Und alle, alle schilderten. Ich muß gestehen, daß mir die Begegnung mit dieser Liste in einer schwierigen Phase der Identitätssuche einen kräftigen Anstoß gegeben hat.

Ein Politiker der Grünen hat sich das Leben genommen, der Parteivorstand schreibt den Nachruf:

Daß ein Mensch, mit dem wir so lange Zeit aktiv politisch verbunden waren, keinen anderen Ausweg sah, als diese Verzweiflungstat, macht uns ratlos und nachdenklich.

Seine Tat versetzt uns in den verzweiflungsvollen Zustand, in dem wir schon waren.